

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 109

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Sigismund von Radecki Lesebuch

Zusammengestellt
und mit einem Nachwort
von Gerd Herholz



Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 109

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
hg. im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
und der Literaturkommission für Westfalen
von Walter Gödden

Band 109

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Das Coverfoto entstand anlässlich eines Studiotermins beim Hessischen Rundfunk 1956 (Foto: Westfälisches Literaturarchiv Münster)

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln,
im Aisthesis Verlag
www.aisthesis.de

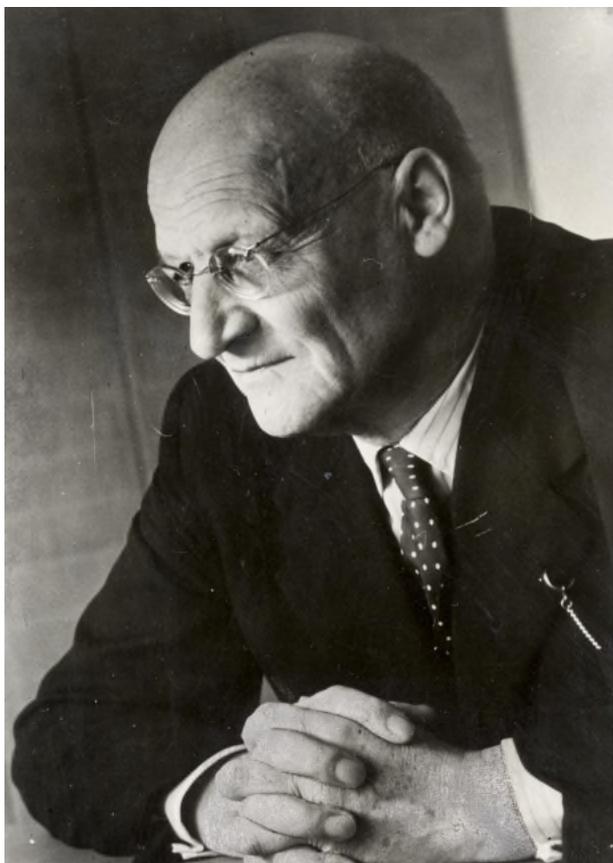
© 2021 Nyland-Stiftung, Köln
Umschlaggestaltung: Robert Ward
ISBN: 978-3-8498-1716-9
Druck: docupoint, Barleben

Inhalt

Aus: ABC des Lachens	
Der Zyniker	9
Empörender Vorfall	9
Wenn schon, denn schon	10
Er wahrt die Formen	10
Aus der Gesellschaft	11
Der Feinschmecker	11
Endlich!	11
Witwen	12
Praktischer Vorschlag	12
»Das ist Amerika«	12
Definition	13
Die armen Flieger	13
Versperrte Aussicht	13
Der schwarze Tag	14
Karl Valentin	14
Die Steine reden	15
Graf Bobby entnazifiziert!	15
Telegramm	15
Die allerletzte Geschichte vom zerstreuten Professor	16
Das Neueste vom sparsamen Schotten	16
Provinz	17
Über Bernard Shaw	17
Peter Altenberg und Karl Kraus	17
Starke Theaterwirkung	18
Antworten	18

Aus: Bekenntnisse einer Tintenseele	
Einiges über Radecki	19
Die Sündenbock-A.G.	23
Dämmerung	30
Knabenreise	36
Allein um die Welt	48
Begegnung unter der Erde	54
Das erste Telegramm	57
Das Bäumchen in der Mauer	60
Aus: Weisheit für Anfänger	
Die Welt in der Tasche	62
Man drückt auf den Knopf	64
Die vier Wände	69
Nur ein Viertelstündchen!	79
Merkblatt für sich Ärgernde	84
Frühjahr und Frühling	90
»Das müssen Sie lesen!«	93
Aus: Im Gegenteil. Essays	
Die sieben Normalnachrichten	97
Aus: Gesichtspunkte	
Amseln und Bäume	103
Aus: Die Stimme der Straße	
Atem der Länder	109
Cäcilie	114
Lyrik	
Erwachen	116
Romanisches Café	117

Gerd Herholz: Wie Liebe und Tod nach Gladbeck kamen – eine Liebesgeschichte	120
Nachwort	136
Textnachweise	159



Ca. 1956, Foto: Westfälisches Literaturarchiv Münster.

Aus »ABC des Lachens«

Der Zyniker

In einem Herrenklub wurde ein Wettbewerb veranstaltet um die beste Definition dessen, was Politik sei. Den ersten Preis gewann der Klub-Zyniker. Seine Definition lautet: »Politik, das ist die Kunst, Geld von den Reichen und Stimmzettel von den Armen zu ergattern – unter dem Vorwande, jeden der beiden vor dem anderen zu schützen.«

Empörender Vorfall

Neulich – es sind kaum 400 Jahre her – gab der Kardinal Bembo in Rom ein prunkvolles Fest. Unter den vielen vornehmen Gästen befand sich auch ein Graf Montebello, berühmt wegen seiner feinen Lebensart.

Als das Bankett anging, erhob sich der Graf plötzlich von seinem Sessel und schaute suchend umher. Er blickte auf die köstlichen Fußteppiche, Spiegel, Bronzen – und schüttelte den Kopf. Er blickte auf die herrlichen Wandgobelins, das goldene Tafelgeschirr, das Tafelkristall – und zuckte die Achseln.

Endlich faßte er die Dienerschaft ins Auge, die in Samt und Seide statuenhaft längs den Wänden stand.

Und jetzt ging er auf einen der Lakaien zu und – spuckte ihm ins Gesicht!!

Befremdet erhob sich der Kardinal und sah fragend auf den Grafen ...?

Der sagte, sich entschuldigend:

»Messire – der einzige Ort im Saal, den ich zum Spucken finden konnte! ...«

Wenn schon, denn schon

Zur Zeit des Königs Louis Philippe kam ein Bittsteller nach Paris und suchte dort einen mächtigen Minister auf, über dessen Skrupellosigkeit und Bestechlichkeit man sich allerhand in die Ohren flüsterte.

Der Bittsteller sah sich um, überzeugte sich, daß er mit dem Würdenträger allein war, und sprach mit geheimnisvoller Stimme:

»Herr Minister, wir sind unter uns. Hier sind 10 000 Franken und kein Mensch wird davon erfahren.«

Der Minister schaute nachdenklich auf die Geldscheine und erhob dann seinen Blick.

»Hören Sie zu«, sagte er, »geben Sie mir 25 000 Franken, und erzählen Sie es, wem Sie wollen.«

Er wahrt die Formen

Ich weiß von einer Geschichte, wo ein Diener die Formen dadurch wahrte, daß er sie durchbrach. Die junge Schloßherrschaft hatte einen Diener in die Ehe mitbekommen, der mit der erhabenen Miene eines alten Droschkenpferdes die Speisen auftrug. Die Schloßherrschaft war sehr jung, und daher bei Tisch in ein ausgelassenes Kampfspiel geraten, wobei auch mit dem Sodasyphon gespritzt wurde, so daß der alte Diener etwas abbekam.

Er sagte kein Wort.

Nur daß er den nächsten Gang feierlich in einem langen Regenmantel hereintrug.

Aus der Gesellschaft

Trotz der hastigen Zeit ist die Kunst geistvoller Konversation doch nicht ganz ausgestorben. So war neulich, wie wir hörten, der bekannte Dichter Dr. Blumenheu bei der Baronin Golfklapps eingeladen. Und es geschah, daß er die ganze Gesellschaft durch ein andauerndes Gerede über seine Sehnsüchte anödete. »Bevor ich sterbe«, sprach Dr. Blumenheu, »will ich einmal etwas ganz Großes und ganz Reines vollbringen –!«
»Waschen Sie einen Elefanten!«, riet die Baronin.

Der Feinschmecker

»Also Sie geben zu, in jener Felsenhöhle Ihrer Gattin eine Ohrfeige gegeben zu haben.«
»Jawohl, Herr Kommissär, ich gebe es zu.«
Was haben Sie zu Ihrer Verteidigung anzuführen?«
»Ah! Mein Herr – es war dort an der Stelle ein so herrliches Echo!«

Endlich!

Als Mrs. Riendeau im Alter von 79 Jahren um gesetzliche Trennung von ihrem 86jährigen Gatten einkam, fragte der Richter, wie lange sie verheiratet gewesen seien, und die Antwort war »sechzig Jahre«.
»Warum wünschen Sie eine Trennung nach all der Zeit?« fragte der Richter.
»Genug ist genug«, sagte sie.

Witwen

»Ich höre, du machst einer Witwe den Hof. Hat sie dich irgendwie ermutigt?«

»Das will ich meinen! Neulich hat sie mich gefragt, ob ich schnarche.«

Praktischer Vorschlag

Mr. Henry Ford, der unter vielem anderen auch Zeitungs-herausgeber und Philanthrop ist, brachte einmal als Titelzeile in seinem »Dearbon Independent« die Riesenaufschrift: »Was können wir für die leidende Menschheit tun?«

Ein Konkurrenzblatt erwiderte am nächsten Tage mit der noch riesigeren Aufschrift:

»Bitte – leg noch eine Sprungfeder in den Sitz, Henry.«

»Das ist Amerika«

Der Direktor eines großen New Yorker Hotels macht seine Inspektionsrunde. Er bemerkt einen Stiefelputzer, der ein sehr trauriges Gesicht schneidet. Der Direktor klopft ihm auf die Schulter und sagt:

»Nur immer lustig, mein Lieber! Ich selbst habe auch einmal als Stiefelputzer angefangen ... und bin jetzt Hoteldirektor! Das ist USA!«

Darauf wird die Miene des anderen noch düsterer.

»Sehen Sie, *ich* habe als Hoteldirektor angefangen ... und bin jetzt Stiefelputzer! Das ist USA!«

Definition

Definition des Egoisten, gegeben von einer berühmten Schauspielerin:

»Ein Egoist, das ist ein Mann, der sich nicht mit mir beschäftigt.«

Die armen Flieger

In England erzählt man sich viele Geschichten von dem witzigen Luftpiloten Thornton Dyke. Eines Tages war Dyke in Croydon gelandet und zeigte einer sehr wißbegierigen alten Dame seine Maschine.

Nachdem er ihr alles genau erklärt hatte, schien sie doch noch eine Frage auf dem Herzen zu haben.

»Sagen Sie, Mr. Dyke«, fragte die alte Dame plötzlich, »was passiert eigentlich, wenn das Benzin auf einmal ausgeht?«

Dyke wurde sehr ernst. »Glauben Sie mir, Madam«, sagte er langsam, »Tausende armer Burschen, denen das passierte, sind da oben« – hier wies er auf den Himmel – »tatsächlich dem Hungertode nah – und können nicht herunterkommen.«

Versperrte Aussicht

Der Santa-Fé-Express hielt keuchend an der kleinen Station. Ein Texasmann fragte den Passagier, der gelangweilt auf die Fensterscheibe starrte: »Was halten Sie von dieser Stadt? Ist sie nicht großartig?«

»Kann sie leider nicht sehen«, gähnte der Fremde, »eine Kuh steht davor.«

Der schwarze Tag

Dieser populäre Fußballheld hatte heute seinen schwarzen Tag. Alles mißlang ihm. Die Zuschauer zeigten ihm ihre Unzufriedenheit, die Spielgenossen schauten ihn schief an ...

Er ertrug alles in stoischer Gelassenheit.

Doch das Niederschmetterndste kam, als er nach Spielschluß vom Felde ging.

Ein winziger Bursche, der um die Eingangstür gelangert hatte, sprang auf ihn zu und drückte ihm ein Stück Papier in die Hand.

»Hier«, sagte der Zwerg böse –, »hier ham Se Ihr Autogramm zurück!«

Karl Valentin

In der Nazi-Zeit, kurz vor dem Kriege, veranstaltete die Stadt München einen grandiosen Festzug: die deutsche Kunst, der deutsche Gewerbefleiß, die neuen Errungenschaften – alles paradierte auf prächtigen Wagen mit weißbekleideten Jungfrauen, Fahnen und stolzen Aufschriften. Zwischen diesen rollenden Prunkbauten sah man einen dürrtigen Leiterwagen, auf dem ein Gewirr von Stangen, Ofenrohren, Tuchfetzen und Drähten wüst durcheinander lag – ein Stückchen von dem, was 1945 in allen deutschen Städten herumliegen sollte ... Neben der Schindmähre, die den Wagen zog, ging Valentin tief melancholisch mit wippender Peitsche einher. Der Wagen trug die Aufschrift: »Nicht fertig geworden.«

Die Steine reden

Ende des zweiten Weltkrieges waren amerikanische Soldaten in einem bombenzerstörten deutschen Dorf einquartiert. Sie halfen den Bewohnern bei der Reparatur ihrer Häuser. Die meiste Arbeit machte die stark beschädigte Kirche. Nach und nach waren die Wände geflickt und das Dach neu erstellt. Endlich setzten sie die Bruchstücke einer Christusfigur zusammen, die vom Hochaltar gestürzt war. Als sie die Gestalt wieder auf das Piedestal gestellt hatten, sah sie wieder vollkommen heil aus, nur daß die Marmorhände fehlten – sie waren nicht aufzufinden gewesen. Da schrieb einer der Soldaten auf das Piedestal: »Ich habe keine anderen Hände als die euren.«

Graf Bobby entnazifiziert!

Graf Bobby erschien bei der zuständigen Stelle und erklärte ernsthaft aber gefaßt, es gebe ihm keine Ruhe, er wolle sich entnazifizieren lassen. »Nun, hören Sie«, sagt man ihm, »Sie kommen erst jetzt 1950 – das ist ja reichlich spät! Warum haben Sie sich nicht schon 1945 gemeldet?« »Neunzehnhundertfünfundvierzig?«, sagt Bobby empört: »Aber da bin ich ja noch gar kein Nazi gewesen ...!«

Telegramm

Es gibt Konkurrenzen für Zeitraffer-Kurzgeschichten. Den Rekord hielt bis jetzt: »Schnell, einen Kuß – meinem Mann ist der Zwicker in die Bowle gefallen!« Dieser Rekord ist jetzt geschlagen. Ein amerikanischer Soldat in Deutschland erhielt neulich von seiner Braut in New York

folgendes Telegramm: »Konnte nicht länger warten und habe Deinen Papa geheiratet. Herzliche Grüße. Mama.«

Die allerletzte Geschichte vom zerstreuten Professor

Es gibt eine Geschichte vom zerstreuten Professor, die diesem verflossenen Genre sozusagen die Krone aufsetzt; über diese Geschichte hinaus kann es in der Art nichts mehr geben. – Eine junge Amerikanerin besucht nach Jahren wieder einmal die Universität, wo sie studiert hatte. Sie trifft ihren alten Professor, dessen Zerstreutheit sprichwörtlich ist.

»Erinnern Sie sich denn gar nicht mehr an mich?« fragt sie ihn. »Sie haben mich doch damals gebeten, Ihre Gattin zu werden ...«

»Ah! natürlich ...«, ruft der Professor mit aufflackerndem Interesse, »ja, ja, ich erinnere mich! Und ... sind Sie es geworden? ...«

Das Neueste vom sparsamen Schotten

Ein Schotte hatte sich als beste Sparmethode für die Sommerferien ausgedacht, daß er jedesmal, wenn er seiner Frau einen Kuß gab, einen Groschen in die Sparbüchse legen werde. Dieses tat er auch mit großer Pünktlichkeit. Als die Ferien zu Ende waren, öffnete er lüstern die Büchse – und fand darin zu seiner Verblüffung nicht bloß Groschen, sondern auch Sixpences, Schillinge und sogar eine Pfundnote!

Sprachlos ward er zu einem einzigen Fragezeichen und starrte seine Frau an!?

»Ja, mein Lieber«, sagte sie – »nicht jeder ist so schäbig wie du!« ...

Provinz

»Jetzt wollen wir die Birnen zählen; dann gehen wir den Schnellzug 4 Uhr 19 vorbeifahren zu sehen.«

Über Bernard Shaw

Eines Tages stöberte Bernard Shaw in einem Buchantiquariat und fand dort, zu stark herabgesetztem Preis, einen Band seiner eigenen Stücke. Überdies fand sich auf der Titelseite der Name des einstigen Eigentümers nebst einer eigenhändigen Dedikation Shaws: »Mit freundlichen Komplimenten von Bernard Shaw.« Der Autor kaufte das Buch und schickte es dem Manne per Post. Unter die erste Dedikation hatte er eine zweite geschrieben: »Mit erneuten Komplimenten von Bernard Shaw.«

Peter Altenberg und Karl Kraus

Peter Altenberg war ein Genie und zugleich ein närrischer Bettler, denn er hatte dabei Hunderttausend auf der Bank liegen. Karl Kraus, der seinen Freund P.A. herzlich liebte, erzählte folgende Geschichte: »Karl, gib mir zehn Kronen ... Karl, gib mir zehn Kronen ...«, hatte Peter immer wieder gejammert. – »Ich hab's nicht, Peter.« Doch P.A. ließ nicht locker. »... Karl, gib mir zehn Kronen, Karl ...« Da sagte Karl Kraus schließlich: »Schau, Peter, ich würde sie dir gerne geben, aber ich hab's *wirklich* nicht.« Darauf P.A., mit selbstverständlicher Bereitschaft: »Ich borg's dir!«

Starke Theaterwirkung

Noël Coward, der bekannte englische Autor, hat eine Vorliebe für etwas grausame Scherze. So kam er eines Tages auf die Idee, den zwanzig prominentesten Leuten in London zwanzig gleichlautende Expressbriefe zu schicken: »Alles ist entdeckt. Flieh, solange es noch möglich ist.« Sämtliche zwanzig verließen eiligst die Stadt.

Antworten

Als der große Tragöde Devrient einmal Richard III. spielte und zu der Szene kam, wo der König nach der Schlacht ausruft:
»Ein Pferd! Ein Pferd! Ein Königreich für ein Pferd! ...« da ertönte plötzlich eine schallende Stimme von der Galerie:
»Genügt ein Esel?«
Devrient rief blitzschnell:
»Gewiß! Kommen Sie herunter!«

Aus »Bekenntnisse einer Tintenseele«

Einiges über Radecki

Ein Vorfahre von ihm war 1570 Kanzler des Herzogs von Teschen; dagegen waren seine mütterlichen Vorfahren Bürgermeister der kleinen Hansestadt Wolgast. Da das Quellgebiet der Oder bei Teschen liegt, Wolgast jedoch vor deren Mündung, so kann man Radecki mit Fug als einen Oder-Menschen bezeichnen. Dies äußert sich darin, daß er fast allem, was behauptet wird, sein Oder entgegengesetzt, meist sogar sein »Oder auch nicht...«, wodurch er in den Ruf eines streitlustigen Menschen geraten ist.

Geboren wurde er 1891 in Riga am Totlebenboulevard; das Hintergäßchen des Hauses hieß »Der Katzensprung«. Als er mit drei Jahren zum ersten Male das Meer sah, lief er voll Entzücken sogleich hinein, so daß sein Kindermädchen ihn gerade noch im letzten Moment, als die Geschichte schon bis an den Mund ging, herausholen konnte. Als er, sechsjährig, Russisch lernte, diktierte ihm die Lehrerin in der ersten Stunde: »Múcha malá«, das heißt »Die Fliege ist klein«, was er sich fürs ganze Leben als eine der tiefsten Wahrheiten gemerkt hat.

Zu Neujahr 1900 wollte Radecki dieses Ereignis privat für sich feiern und beschloß, das Wort »Hase« derart auszusprechen, daß dessen Hinterläufe noch ins alte Jahrhundert kamen, dessen Vorderläufe jedoch bereits in das neue hineinsprangen: Ha-se. Bis »Ha-« kam er noch, aber dann fing am Nachthimmel ein solches Feuerwerk an, daß dem kleinen Radecki das »-se« fast im offenen Munde erstorben wäre. Die Mittelschule besuchte er in Petersburg und wurde 1905 als japanischer Spion verhaftet, weil er im Hafen einen Dreimaster, der Kolophonium geladen hatte, photographierte. Diese Verhaftung dauerte anderthalb Stunden und gab dem Knäbchen ein erhöhtes Selbstgefühl.

Radeckis dichterische Interessen zeigten sich bereits früh darin, daß er sich eigene Worte ausdachte, die er dann triumphierend vor den Geschwistern aussprach, da niemand deren Sinn kannte, nicht einmal er selber. Als 1905 die Revolution mit Generalstreik ausbrach und die ganze Familie abends im Saal saß, meinte er: »Aber dann müßte eigentlich auch das elektrische Licht –.« Im selben Moment ging das Licht aus und der Satz wurde nie beendet. Mit siebzehn Jahren hatte er maturiert und wählte als Studium Bergbau; wahrscheinlich, weil er noch nie ein Bergwerk gesehen hatte. Hier muß gesagt werden, daß Radecki kaum je in seinem Leben Hoffnungen oder Zukunftspläne gehegt hat; er machte sich darob keinerlei Gedanken und sprang gemächlich über die Lebenshürden, weil sie halt quer vor der Bahn lagen. Sechs Wochen vor dem Schlußexamen als Bergmann setzte er sich an die Arbeit, weil er bis dahin stets erst um ein Uhr mittags aufgewacht war. Nach dem Examen erzählte ihm sein Zimmernachbar, wie er der gemeinsamen Vermieterin davon Kunde gegeben. Sie, die vier Jahre lang Radeckis Faulheit zugesehen hatte, erwartete mit Sicherheit dessen Durchfallen. Auf die Nachricht: »Nein, er hat bestanden«, schlug sie die Hände überm Kopf zusammen, und eine Weltordnung ging ihr in Trümmer.

Dann kam er als Bewässerungsingenieur nach Turkestan, wurde von einer Malaria mücke gestochen und bekam bei 56 Grad im Schatten die schönsten Frostschaer, so daß seine Kollegen ihn geradezu beneideten. Mittlerweile war der Erste Weltkrieg ausgebrochen, und unser Mann fuhr nach Kiew, um sich als Freiwilliger zu melden. Dort aber hatte man zu viele davon und schickte ihn weg. Als Radecki 1918 auf einem Eisbrecher von Helsingfors nach Reval kam, meldete er sich wiederum als Freiwilliger – jetzt bei den Deutschen. Doch die waren gerade beim Packen und Abfahren. So meldete er sich schließlich bei der Stoßtruppe der Baltischen Landeswehr und kam auch

bald in ein Gefecht, wo sein kleines Häuflein nachts, im Schneewalde, von 3000 bolschewistischen Scharfschützen umzingelt wurde. Beim eiligen Durchschlüpfen durch diesen Ring riet ihm einer, doch den Tornister wegzuzwerfen – allein Radecki tat es nicht, weil er dort »Pro domo et mundo« von Karl Kraus verstaut hatte, nebst einem Bonbon von Zyankali, für den Fall, daß –. Da er sich die Kniescheiben erfroren hatte, kam er per Lazarettzug nach Königsberg, wo die Invaliden per Lastauto durch eine Triumphpforte »Willkommen unsern tapferen Helden!« hindurchfuhren, was den Betreffenden ein Grinsen abnötigte. Sie wußten nicht, daß damit eigentlich die Heimkehrenden aus Frankreich gemeint waren. Schließlich kam die Baltische Landeswehr unter das Kommando des damaligen Obersten und jetzigen englischen Feldmarschalls Alexander, der sie »my army of gentlemen« nannte.

Endlich arbeitete Radecki als Elektroingenieur bei Siemens-Schuckert in Berlin, wo er sich eine kleine Jazzband im Büro einrichtete, deren Produktionen von den anderen Abteilungen begierig per Hausteleskop abgehört wurden. Inzwischen lernte er Karl Kraus persönlich kennen, dessen Schriften er bereits seit acht Jahren fast auswendig wußte. Diese Berührung wurde entscheidend für Radeckis weiteres Leben, welches er, dank ihr, jetzt rückschauend als ein glückliches bezeichnen kann. Er wurde Übersetzer von Gogols Werken und fuhr nach Wien, wo er mit Karl Kraus zwei Jahre lang fast jeden Abend zusammen war – eine Zeit, die seine eigentliche Hochschule gewesen ist. So wurde er ganz von selbst Schriftsteller. Dieser Beruf kann für den Menschen wertvoll oder schädlich sein, je nachdem. Schädlich, wenn die Worte sich dabei immer mehr abnützen: der Mensch schreibt sich den geistigen Tod. Wertvoll jedoch, wenn man sich mit der Sprache Mühe gibt – da lernt man durch das tägliche Formulieren und Sichklarwerden die größte Menschenlust, nämlich

das Denken. Einem so Beflissenen löst sich das Problem von Arbeit und Freude von selbst: »Und wenn's köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen« – nämlich köstlich, weil Mühe! Schon aus der Physikstunde sollte geläufig sein, daß man ohne Reibung nicht gehen kann.

Des weiteren wäre zu berichten, daß er drei Jahre Schauspieler war, daß er eine Ausstellung von 62 Porträtzeichnungen veranstaltete, und außerdem, daß er 1931 katholisch wurde. Diesen Schritt – wohl den vernünftigsten, den er je getan – verdankte er dem Studium von Newman's »Development of Christian Doctrine«. Radecki erkannte, daß nur das Christentum für die beiden ihm wichtigsten Dinge, nämlich Wort und Geschlecht, die tiefste, die wahre Erklärung hat.

Die Nazizeit war ihm ein Beispiel dafür, wie etwas, das in seinem Wesen entsetzlich ist, zugleich komisch sein kann. Man wußte sich kaum zu retten – teils vor der Gestapo, teils vor Lachen. Radecki kam aus dem zwölfjährigen Massenwahnsinn mit einem Granatsplitter davon, der ihm zwar das ganze Bein aufriß, aber merkwürdigerweise gar nicht schmerzte. Seitdem lebt er in der Schweiz, weil die Luft in den Bergen reiner ist. – Er hat bis jetzt zwanzig Bücher geschrieben. Seine Liebhabereien sind Segeln, Jagd und Kalligraphie.

Die Sündenbock-A.G.

Nachdem der Berufsberater meine Kleidung, meine Handschrift sowie meine Seele analysiert hatte, schob er sich die Brille auf die Stirn und sagte: »Mr. Williams, Sie sind der geborene Rentner. Ich kann Ihnen nur den Rat geben, sich in eine Unfallversicherung einzukaufen und sodann fleißig über die Straße zu gehen. Vielleicht haben Sie Glück, und es geschieht ein Unglück.« Seitdem machten alle Autos einen Bogen um mich herum oder hielten kreischend wie vor einem Polizisten. Da ich immerhin Seele und Körper zusammenhalten mußte, so wurde ich nacheinander Bürsten-Reisender, Unfallsreporter, Wahrsager-Assistent und Reklameberater. Ich war für jeden dieser Berufe begeistert, aber immer nur die ersten drei Tage. Dieser Berufsberater hatte recht: ich suchte instinktiv aus allen Dienstverhältnissen eine Altersrente zu machen, worauf ich dann nach spätestens einem Monat vor der Tür saß. Besonders komisch war das Reklamebüro: daß man da alle drei Tage für eine Zahnpasta oder einen Kaugummi in Verzückung geraten mußte. Immerhin erwarb ich auf die Art eine ganz hübsche Übung im Entlassenwerden. So einen langjährigen Angestellten trifft die Kündigung wie ein Schlaganfall, mich dagegen wie ein Kuß der Freiheitsgöttin.

Um so schöner entwickelte sich dafür mein Privatleben. Ich hatte mich beim Rosenfest in zwei eisblaue Augen verliebt, die ich bald im Tanz ganz nah an meiner Wange spürte. Helen besaß eine Kette von Kosmetik-Salons, die einen unerbittlichen Kampf gegen Runzeln, Schlaffheit und Leibesumfang führten, als ob diese Welt nicht schon vollkommen genug sei. Sie gestand mir, daß sie Runzeln im speziellen haßte, jedoch im allgemeinen segnete, weil diese ihr 65% des Gesamtgewinnes hereinbrächten. Solche Offenherzigkeit konnte ich unmöglich mit gleichem vergelten, und darum deutete ich zurückhaltend an, daß

ich Mikrobiologe sei und den Virus der Indolenz entdeckt habe. Die Herstellung eines Impfstoffes sei nur mehr eine Frage der Zeit. Sie blickte mich bewundernd an, und so bewunderten wir uns gegenseitig. Ein vielversprechender Anfang.

Als ich zu Hause in meinem Kopf nachgrübelte, welche Stellung ich schon wieder suchen sollte, kam ein Anruf von jenem Reklamebüro, das mich erst kürzlich hinausgeschickt hatte. Ich solle sofort kommen, es sei dringend. Ein Angestellter nahm mich in Empfang und flüsterte: »Williams, Sie heißen ›Smith‹, und der Chef wird Sie gleich hereinrufen, um Sie wegen einer verpatzten Seifenreklame zu entlassen. Verstehen Sie: nur zum Schein. Sie bekommen dafür 100 Dollar.« Und schon schnarrte das Cheftelefon: »Smith soll sogleich hereinkommen.«

Als ich ins Allerheiligste trat, saß der Chef mit rotem Kopf hinter seinem Schreibtisch. Vor dem Schreibtisch aber saß ein dicker Herr mit dicken Brillengläsern, der ebenfalls unzufrieden aussah. »Mr. Smith«, sagte der Chef sehr gemessen: »Sie haben die Almond-Seife bearbeitet?« – »Ja wohl«, erwiderte ich mit gedrückter Stimme. – »Sie erinnern sich, daß ich Ihnen den Artikel besonders ans Herz gelegt habe, weil diese Seife wirklich etwas Nochniedage-wesenes vorstellt, sowohl in Preis wie in Qualität!« – »Ja wohl«, sagte ich, »ich hab' mich mit ihr eine Woche lang gewaschen.« – »Und was«, brüllte der Chef plötzlich, sich erhebend: »Was haben Sie für den Artikel getan? Nichts!! Hier, sehen Sie (er hielt mir ein Zeitungsblatt entgegen) – ein banaler Mädchenkopf mitten im Schaum. Text: ›Venus aus dem Seifenschaum!‹ Herr – und damit wollen Sie den Kaufwiderstand der Menschheit westlich von Kansas niederringen? Das ist keine Reklame, das ist eine Todesanzeige! ... Mr. Smith, so werden wir nicht weiterkommen. Ich kann das gegenüber meinem geschätzten Kunden nicht verantworten. Mr. Smith, es tut mir sehr leid,

aber ich kann Ihre Dienste nicht mehr in Anspruch nehmen. Sie sind fristlos entlassen.« – »Ja ... aber ...«, versuchte ich stammelnd einzuwenden. – »Gar kein Aber; verlassen Sie sogleich mein Büro!«
Ich tat es, nahm die hundert Dollar in Empfang und ging zufrieden pfeifend nach Hause. Dort angelangt, hatte ich eine Idee und setzte mich sogleich an die Schreibmaschine:

An den Chef Mr. ... des Reklamebüros ...

Sir,

nie hat es soviel Reklame gegeben wie heutzutage, nie aber auch so viele Reklamebüros. Wegen dieser Konkurrenz trachtet jeder Chef, seine Kundschaft aufs höchste zufriedenzustellen. Aber auch bei besten Leistungen kann es geschehen, daß ein Kunde unzufrieden ist, sich beschweren kommt, kurz, den Vertrag lösen will.

In diesem Fall gibt es bekanntlich ein sicheres Beschwichtigungsmittel: den schuldigen Angestellten vor Augen des Kunden zu entlassen.

Aber das können Sie sich nur selten leisten. Sie haben Ihre Leute angelernt, Sie sind auf ein gutes Verhältnis zum Personal angewiesen. Sie hätten Scherereien mit der Gewerkschaft; es bestünde Streikgefahr.

Hier springt die Sündenbock-A.G. als Aushilfe ein!

Wir liefern Ihnen jederzeit im Schnelldienst einen jungen Mann, der schuldbewußt in Ihr Zimmer tritt und vor Augen des Kunden fristlos entlassen werden kann. Der Kunde fühlt sich durch diese großzügige Handlung befriedigt und Ihnen für immer verbunden.

Taxe 100 Dollar, während Sie eine wirkliche Entlassung das Zehnfache kostet.

Anruf genügt. Komme sofort.

Hochachtungsvoll

Billy Williams

Direktor der Sündenbock-A.G.

Diesen Brief ließ ich vervielfältigen und schickte ihn, mit eingesetzten Namen und Adressen, an sämtliche Reklamebüros, deren es hier mehr als tausend gab. Meine Idee schlug ein wie die Kobaltbombe. Viele Chefs hatten sich längst gesehnt, jemand mal saftig entlassen zu können, nur hatten sie kaum je die Courage gehabt. Jetzt aber prasselte es nur so von Hinauswürfen. Es gab Tage, wo ich vier-, fünfmal entlassen wurde, so daß es mir schwerfiel, zerknirscht zu erscheinen, da ich doch am liebsten aufgebubelt hätte. Hierbei konstatierte ich, daß schüchterne Einwände gerade die größten Wutexplosionen bewirkten, und schaltete seitdem stets ein klägliches Gestammel ein, weil die Leute für ihr Geld doch was haben sollten. Doch das Hauptargument aller Entlassungskandidaten, nämlich »Frau und Kinder«, brachte ich nie, unter keinen Umständen, vor – damit nämlich die Kunden (welche sämtlich Frau und Kinder hatten) in der Nacht keine Gewissensbisse bekamen. Die hätten mich noch, gottbehüte, wieder einstellen lassen.

Und so kam ich ganz schön ins Geschäft. Der Beruf des Entlassenwerdens blühte. Ich begann bereits, mein Geld lose als Päckchen in der Hosentasche zu tragen, und widmete mich um so eifriger Miß Helen, die auch ihrerseits immer neue Filialen gegen Runzeln eröffnete. Ich erwähnte so nebenbei, daß ich meinen Indolenz-Virus jetzt fest am Wickel hätte und daß sich drei pharmazeutische Firmen für den Impfstoff interessierten.

Eines Vormittags ruft mich die mir unbekannt »Advertising Company« an – ich solle sofort zu einer Entlassung kommen. Schnell wie die Feuerwehr flog ich mit meinem neuen Cadillac hin, denn in diesem Beruf ist Geschwindigkeit wesentlich. Kaum hatte ich mir im Vorzimmer die Schreibärmel – Symbol der Kläglichkeit – übergezogen, als auch schon das Cheftelephon schnarrte: »Ich bitte Mr. Smith sofort zu mir!« Als ich zaghaften Schrittes ins Allerheiligste trat und die gesenkten Augen hob, da erstarrte

ich in echtem Schrecken: denn neben dem Chef saß eine junge Dame, die ungeduldig an ihrer Handtasche fingerte. Eine junge Dame mit eisblauen Augen – kein Zweifel, Helen!

»Mr. Smith – dies ist Miß Helen Siegel, Besitzerin der weltbekannten Beauty-Stores, deren Inseratenkampagne ich Ihnen besonders ans Herz gelegt hatte. Miß Siegel ist mit Ihrer Arbeit keineswegs zufrieden – na, und ich erst!« – »Na, na, na«, unterbrach ich ihn: »Es wird schon nicht so schlimm sein ...« – »Wie bitte?« fuhr der Chef auf, setzte aber dann fort: »Was haben Sie da konzipiert? ›Dauerwellen – Freudenquellen‹. Herr, nennen Sie das einen Slogan? ›Auch die häßlichste Frau wird bei uns schön! – das ist psychologisch vollkommen falsch. Jede Frau hält sich für schön, Mr. Smith, merken Sie sich das! ›Auch die Schönste wird bei uns schöner! – so ähnlich muß es heißen, das ist der festzuhaltende Grundgedanke. Sie haben doch versprochen, sich hineinzuknien – Hineinknien! Ich nenne das den Staub von den Füßen schütteln! Mr. Smith, so geht das mit uns nicht weiter, wir haben mit Ihnen lange Geduld gehabt – aber nun ist es soweit. Lassen Sie sich in der Kasse auszahlen. Ich kann Sie nicht mehr sehen.«

Aber hier bekam auch ich einen roten Kopf, übrigens zum erstenmal in meiner Praxis. »Sir«, sagte ich, »das ist ja unerhört: bloß irgendeinem Kunden zu Gefallen setzen Sie mich auf die Straße – mich, der Ihnen durch Entwürfe schon Hunderttausende eingebracht hat. Und wenn Sie sich auf den Kopf stellen: Dauerwellen *sind* Freudenquellen, was denn sonst? Etwa Steuerbescheide, he –? Sie wissen selbst, daß mein Entwurf für die Beauty-Stores hervorragend war; Sie haben ihn ja selber gelobt. Sie sehen hier nicht einen Lohnsklaven vor sich, sondern einen Fachmann – einen Mann! Merken Sie sich das.«

Hier wurde der Chef kásweiß und starrte auf mich sprachlos, mit offenem Munde. Er glaubte für einen Moment,

daß ich wirklich, bei ihm angestellt sei. Die peinliche Stille wurde von Helen kühl unterbrochen: »Ich wünsche nicht, daß dieser Mann ... Mr. Smith, meinetwegen seine Stellung verliert. Nur möchte ich meine Aufträge hinfort von einem anderen Ihrer Angestellten bearbeitet sehen. Ich will mit diesem ... Mr. Smith nichts mehr zu tun haben.«

»Sie können gehen, Smith«, brummte der Chef drohend. »Wir sprechen uns noch.«

Ich verließ das Büro mit den unangenehmsten Empfindungen. Wenn man dafür bezahlt wird, daß man sich entlassen läßt, und sich dann *nicht* entlassen läßt – so wird man eben nicht bezahlt. Doch viel schlimmer war etwas anderes ...

Als ich abends Helen begegnete, blickte sie ostentativ auf ihre Lacknägel. »Darf ich ein Mißverständnis aufklären?« fragte ich. – »Wenn es unbedingt sein muß ...« – »Miß Siegel, ich heiße wirklich Billy Williams, und nicht Smith. Ich bin kein Virus-Forscher, bin aber auch kein Angestellter der Advertising Company.« – »Was sind Sie denn nun eigentlich?« – »Ich bin – in Sie verliebt. Und außerdem Direktor der Sündenbock-A.G.« – »Das glaube ich erst recht nicht. Was ist das für eine A.G.?« – »Ein Unternehmen für Entlassungen. Ich habe nach jahrelangem Bemühen erkannt, daß ich mich am besten dazu eigne, entlassen zu werden. Es besteht eine ungeheuere Nachfrage nach Entlassungen. Das ist der Wunschtraum jedes Chefs, doch riskiert er es nie – und hier springt die Sündenbock-A.G. ein.« – »Und warum haben Sie dann heute vormittag versagt? Warum protestierten Sie?« – »Daran sind Sie allein schuld, Helen ... Miß Siegel. Ich konnte einfach nicht vor Ihnen als begossener Pudel dastehen, ich konnte nicht! Alles, was Mann heißt, bäumte sich in mir dagegen auf. Sehen Sie denn nicht, daß das eine Liebeserklärung war?« – »Sie machen kuriose Liebeserklärungen, Billy. Aber diese Sündenbock-A.G. interessiert mich. Was bringt sie

denn ein?« – »Mindestens 30 000 Dollar im Jahr. Hier – bitte überzeugen Sie sich aus den Unterlagen.« Helen studierte fachmännisch die Papiere. Dann blickte sie bewundernd auf und sagte: »Das hätte ich Ihnen gar nicht zugetraut. Das ist ja noch besser als der Indolenz-Virus! Ein Mann, der sogar aus Entlassungen Kapital schlägt, hat eine Zukunft. Aber ... wozu taugen Sie denn nun eigentlich, Billy Williams?« – »Zu Ihrem Mann, Helen, und aus dieser Stellung lasse ich mich nicht entlassen!« – »Sie sind engagiert«, flüsterte Helen.

Dämmerung

Das hölzerne Hafentädtchen F. liegt so ruhig da, als ob es Paris nie gegeben hätte. Es besteht aus einem Dutzend holperiger Straßen, die alle vom Marktplatz wie ein Haufen Krebse auseinanderkriechen, einem melancholischen Fabrikschornstein und einem rosaangestrichenen steinernen Gebäude, dem »Salonklub«. Sie finden ihn sofort, wenn Sie zuerst einmal geradeaus bis zum Bäcker Treu- gold gehen und dann an der Stelle abbiegen, wo sich vergangenes Jahr die zwei Offiziere geprügelt haben – falls Sie nicht unterwegs über das ganze Städtchen gestolpert sein sollten, was sehr leicht möglich ist. Am Marktplatz gibt es drei Buden, die vom Angelhaken bis zum Milchseparator alles führen, was das einheimische Herz begehren kann. Sie werden dort von drei langbärtigen priemenden Herren bedient, welche dem Bauer die ersten zwei Artikel dreimal so billig ablassen, um sodann, im Genusse gewonnenen Vertrauens, bei den übrigen zwanzig wieder gewaltig aufzuholen. Außerdem gibt es in F. eine Zeitung mit der ständigen Nachricht, daß »der elegante eiserne Schraubendampfer ›Alexander‹, Kapitän Pechel, mit Passagieren und Stückgut nach Neubad und vice versa expediert wird«, und überdies enthält das Blatt noch Hymnen an die See, welche von Badegästen eingeschickt werden und gewöhnlich so anfangen: »An der See, an der See, an der schimmernden See, da ist es so herrlich zu träumen ...« Aber das ist auch so ziemlich alles, was sich von dem Städtchen F. sagen läßt, es ist bloß das leichte Oberflächengekräusel auf einer immer gleichbleibenden, zähflüssigen Tiefe. Denn in Wirklichkeit passiert in dem Städtchen F. nichts, aber auch gar nichts.

Und trotz alledem gibt es jeden Abend einen gewaltigen, ja sensationellen Tumult auf den Straßen des Städtchens F. Das ist nämlich der Einzug der Kuhherde, die von der satten Seegraswiese heimwärts gemuht und getrappelt

kommt. Plötzlich sind alle Straßen dicht gefüllt. Ein Dunst von Milch und Kuhwärme will den traditionellen Teergeruch verdrängen. Ein jeglicher Einwohner der Stadt F. steht jetzt, mit einem Birkenzweig bewaffnet, auf dem Bürgersteig vor seinem Garten und befindet sich in der größten Aufregung. Er versieht zwei Funktionen: erstens treibt er die fremden Kühe mit wütendem Geschrei vom Trottoir weg und zweitens die eigene, freudig erkannte zur Hauspforte hinein. Milchspritzer und andere Relikte beweisen deutlich, daß diese Maßregel ihren guten Grund hat, während einzelne Kühe, vor der Pforte harrend und den Himmel zurückgelegten Kopfes anmuhend, die Vernachlässigung der pflichtgemäßen Obsorge hörbar kundtun.

Aber bald und leider ist auch diese Sensation vorübergetrapelt; man trinkt seine warme Milch zum Abendbrot, steht noch etwas im Zwielflicht vor der Pforte herum, um über das Wetter und die beiden Offiziere zu sprechen, die sich vergangenes Jahr geprügelt haben – doch allmählich ist auch dieses Thema abgehandelt, und es wird wirklich hohe Zeit, schlafen zu gehen.

In schnarchender Dämmerung liegt das Städtchen da. Wie eine schwarze Raupe kriecht die Landungsbrücke ins Wasser, um sich dort den absurdesten Spiegelungen der ölglaten Wellen auszusetzen. Die offenen Fischerboote scheinen, dicht aneinander gedrängt, wie Pferde stehend zu schlafen. Links hinten wächst die dunkle Masse des riesigen Ordenschlosses in die Luft; schwarz gezackt steht es da vor der lichten Madonnenstirn des Abends.

Aber unten ist alles in Dämmerung ertrunken. Beim Herantreten an die Landungsbrücken bemerkte ich, daß ein großes Runöerboot Anker geworfen hat; der breite Rumpf verfließt mit seiner Wasserspiegelung zu einer unförmigen dunklen Masse. Auf der Bank vor dem Bootshäuschen glimmen ein paar rote Punkte: das sind die Tabakspfeifen, da sitzen sie wieder und erzählen sich Geschichten – der

alte Tärnsson, Schneidermeister Polterbaum, Kappel, der größte Mann im ganzen Hafen, und die seehundsgrauen Runöer, welche hierherfahren, um Eier zu verkaufen und sich für ein paar Monate mit Neuigkeiten zu verprovian- tieren. Jetzt könnte ich mit geschlossenen Augen weiter- finden: da stehen dicht aufgereiht die Jachten »Prinzeß Maud«, »Adler«, »Etcetera«, »Una«, die schlanke, mein Liebling, und endlich »Melitta« – aber »Melitta« taugt nichts, sie ist »vorne drei Fuß länger als hinten«, und es gilt als verächtlich, mit ihr zu segeln. Und ebensogut kenne ich auch die Geschichten, die der alte Tärnsson un- ter vielfachem Spucken und Pfeifensaugen erzählt: die Ge- schichte vom Matrosen, der im Juni in Spitzbergen Land- urlaub haben wollte, und nun gab ihm der Kaptein auch wirklich Urlaub bis Sonnenuntergang; aber wie der Ma- trose jetzt abends einen Kümmel nach dem andern trinkt und sorgenvoll auf die Sonne starrt, so denkt sie gar nicht daran unterzugehen, so daß der Matrose nach anderthalb Monaten endlich sternhagelvoll an Bord torkelt und mel- det, er sei da und die Sonne sei nun endlich untergegan- gen! Diese Geschichte macht immer großen Effekt bei den Runöern (Schneidermeister Polterbaum lächelt mehr – verstehend – verzeihend –). Es dauert immer erst fünf Mi- nuten, bis die Runöer die Pointe kapiert haben, aber dann meldet sich, vom Zwerchfell langsam aufsteigend, ein un- terirdisches Gelächter, das ihre Riesenkörper lautlos erschüttert – ungefähr eine Viertelstunde lang, die Tärnsson mit gespielter Gleichmüthe paffend einheimst. Dann die Geschichte von den zwei Brüdern, die in derselben Nacht auf verschiedenen Schiffen bei Hogland gestrandet sind, dann die Geschichte von den Ratten am Pier von Hobo- ken – und noch viele, viele andere.

Doch heute scheint er etwas Besonderes zu erzählen. Ich setzte mich schweigend hinzu, denn Begrüßungsformeln sind in F. nicht Sitte – jeder kennt hier jeden hohlen Zahn vom anderen. Der alte Tärnsson wischt sich mit dem

Handrücken über die Stirn, schaut gedankenvoll auf ein Schwärmchen Mücken, die, wie an Gummifäden gezogen, fortwährend auf und nieder wippen, und fährt in seiner Erzählung fort: »... Ich ließ mich also von einem United-Steamship-Dampfer anheuern, dem gerade ein Mann mit Tod abgegangen war. In der Höhe von Aden mußten wir Sonnensegel aufspannen, es war so heiß – das Wasser brannte direkt; vom Glitzern schmerzten einem die Augen. Kurs hielten wir auf Insel Mauritius. Einmal, am Nachmittag – die See war ruhig –, hab' ich Dienst im Kartenhaus: Messingputzen. Wie das so geht, setze ich mich ein bißchen hin und will einschlafen – es war doch niemand drin ... Plötzlich seh' ich, daß ein Gentleman hereingekommen ist; so leise, daß ich nichts gehört hab'. Ich gebe mir einen Ruck und guck ihn von der Seite an: der Mann will mir fremd vorkommen, ich kann und kann mich nicht erinnern, daß wir so einen an Bord gehabt haben! Grauer Flanellanzug, rotes Gesicht mit einer Stirnschramme, kurze weiße Haare. Er spricht kein Wort, sieht mich an, als ob ich gar nicht da bin, und beugt sich über den Navigationstisch. Am Tage vorher hatte dort der Kaptein mit dem Steuermann auf der Karte den Kurs eingezeichnet: Parallellineal und Bleistift lagen noch daneben. Ich putze mein Messing und sehe, wie der graue Gentleman auf der Karte was aufzeichnet; dann geht er langsam und leise wieder hinaus. Ich mache meine Arbeit schnell fertig und gehe zum Steuermann. »Steuermann, wir haben einen blinden Passagier an Bord.« – »Wieso?« fragt der Steuermann. Ich sag : so und so, und auf der Karte hat er auch herumgezeichnet: ich war Messing putzen, ich hab' es gesehen. Der Steuermann holt den Kaptein, wir gehen ins Kartenhaus. Da liegt der Beistift, da liegt das Lineal, und von unserer Kurslinie führt ein schwarzer Bleistiftstrich ab, der endet mitten im Ozean in einem dicken Kreuz. Der Kaptein läßt das ganze Schiff durchsuchen – der Gentleman ist nicht zu finden! Nun wollte der Kaptein diesen Strich mit dem Kreuz schon wegradieren, als

der Steuermann den Zirkel nimmt und anfängt nachzumessen: der Strich zweigt genau an dem Punkte ab, wo unser Schiff gerade jetzt eben stehen muß! Die beiden sehen sich an, und es wird plötzlich unheimlich. Der Kaptein sagt kein Wort, nimmt die Kompaßrichtung von dem Strich ab – Südost zu Ost – und kommandiert durchs Sprachrohr dem Mann am Steuer: »Südost zu Ost!« Sechs Stunden Fahrt waren wir von dem Kreuz entfernt. Na, ihr könnt euch denken, wie wir mit den Gläsern den Horizont abgesucht haben – nichts zu sehen! Nach fünfeneinhalb Stunden, bei Sonnenuntergang, sagt der Bootsmann plötzlich, er sieht einen schwarzen Punkt auf Steuerbord. Wir nehmen Kurs, und richtig, nach zehn Minuten erkennt man deutlich: ein Boot. Sie haben Tücher an die Riemen gebunden und winken damit hin und her. Wir stoppen dwars und machen das Fallreep klar: sie kommen mehr tot als lebendig an Bord. Passagiere und Matrosen von einem P-and-O-Dampfer »Surabaya«; Kesselexplosion; die anderen zwei Rettungsboote sind gekentert. Wir setzen Boote aus, um vielleicht noch Leichen zu bergen; es müssen aber wohl zuviel Haifische da herum gewesen sein. Ein paar Planken und Korkwesten, weiter war nichts zu finden. Und wie wir schon wieder zurück zum Schiff rudern, schlage ich fast mit dem Riemenblatt an einen Toten; er wollte eben heraufkommen, der Mann. Wir bergen die Last, und wahrhaftiger Gott! – ich erkenn' meinen Gentleman aus dem Kartenhaus wieder: grauer Anzug, rotes Gesicht und Stirnschramme, weiße Haare. Wir kommen an Bord; »that is our captain«, sagte einer von den geretteten Matrosen und nimmt die Mütze in die Hände. Und genau eine halbe Stunde, nachdem sein Schiff capsized war und er selbst schon lange Fahrt gemacht hatte, ist dieser Mann bei uns oben im Kartenhaus gewesen – um zwei Uhr nachmittags, ich weiß es wie heute! – und hat uns die Navigation eingezeichnet. Dann haben wir wieder alten Kurs aufgenommen und den Gentleman noch in derselben Nacht mit Eisengewicht versenkt ... Tja, so was kommt vor! ...«

Jetzt ist es fast ganz dunkel geworden. Man sieht nur noch die zwei glühroten Pfeifendeckel: die Runöer aber sind nicht mehr zu unterscheiden, sie priemen. »Jaja«, sagt Schneidermeister Polterbaum, »es muß ihn sehr pressiert haben, daß er so am hellichten Tage ... Sonst lieben sie doch meist in der Dämmerung plötzlich dazustehen ...« – »Was ist das?« rufe ich nervös, denn auf einmal ist vom Wasser etwas Weißes, etwas Gespenstiges wie ein Riesenschmetterling lautlos herangeschwebt, wir haben es gar nicht bemerkt. – Jetzt plätschert Wasser, vor unserer Nase hält ein schlankes Segel, man hört ein Mädchenlachen, und eine Männerstimme ruft: »Guten Abend, Herr Tärnsson, es ist ein bißchen spät geworden!«

Der alte Tärnsson steigt die Anlegetreppe hinunter, die Runöer klettern faul auf ihr Boot zur Nachtruhe, und auch der Schneidermeister erhebt sich gewichtig zum Aufbruch.

Deutlich knirschen unsere Schritte durch die Dunkelheit: wir trennen uns, und jeder strebt duselig seinem Nachtlager zu. Die Füße erfühlen den Weg, zwischen den Baumkronen zeigt noch eine blasse Ahnung die Richtung an. Man ertastet die knarrende Gartenpforte und taumelt durch den Jasminduft zur Tür: das Zimmer riecht nach Wäsche und frischem Holz. Und beim Einschlafen weiß man nur noch, daß da eine Mücke im höchsten Diskant durch die Stille singt.

Knabenreise

Nach langem Nachdenken hatte der Knabe Hans sein Boot »Haggai« getauft – ein Wort, das wendig war und sozusagen gut in den Wellen lag. Bloß das Boot selber fehlte noch. Denn der betrunkene Johannsson, von dem es gemietet worden – er hieß so zum Unterschied vom anderen Johannsson, der Netze flickte –, der betrunkene Johannsson gab schließlich ausspuckend zu, daß das Boot nicht da sei. Das heißt, es läge zwölf Kilometer draußen in See vor Anker bei der Waldinsel Abro. Täglich sah ihm Hans ins wildbehaarte Gesicht, und täglich schwur Johannsson, daß er das Boot morgen holen werde – spätestens übermorgen ... Dabei wußte jeder Mensch auf der Landungsbrücke: er hatte das Mietgeld verschnapst und das Boot mochte von ihm aus der Teufel holen. Zur Entschädigung lobte er Hans in heißen Hymnen, wobei er ihn schließlich: »alter Bravo-Mann« nannte. Auf deutsch: Hol es selbst!

Draußen blaute die Insel Abro hinter einer glitzernden Unendlichkeit. Oh, es war gefährlich; zwischen hier und Abro »stand See«: der betrunkene Johannsson selber hatte ja Angst gehabt und sein Boot dort im Stich gelassen. Sollte Hans wieder eine Stecknadel krummbiegen und Stachelfische angeln zwischen den Bohlen, wo die alte Sardinenbüchse wie eine leibhaftige Sonne durchs Wasser heraufbrannte? Mehrere Jungchen kamen bloßfüßig herangetappt und forderten Hans zutraulich wie immer dazu auf. Nein, er war kein kleiner Junge mehr! Dreizehn Jahre, und noch kein Segelboot.

Da kam der alte Behrensson und brummte ganz beiläufig durch Tabakspfeife und Bart, daß das Zollboot noch heute früh nach Abro rudern werde – brummte es und schlapfte wie uninteressiert weiter. Ohne auf die spitzen Kieselsteine zu achten, lief Hans eilig nach Hause und bat mit so flehender Stimme, daß er endlich Erlaubnis bekam,

mitzufahren – – »Aber sei nur vorsichtig, Kindchen! ...«
Doch wie das bei den Zoll-Brüdern so geht: sie fuhrn erst spät am Nachmittag aus. Erlaubnis ist Erlaubnis! dachte Hans und setzte sich neben Edmund, den sechzehnjährigen Steuermann. Sie kannten einander ganz gut: sie hatten sich früher einmal geprügelt; doch jetzt trug Edmund silberne Anker auf der blauen Bluse und verkehrte mit Hans nur offiziell.

Der Rudertakt ruckte knarrend hinaus in die Totenstille des Abends. Wie eine einsame Wassermücke kroch das Boot über den ungeheuren Flammenspiegel des Sonnenunterganges. Jeder Stein, jeder Wasserbesen warf lange Schatten, und einzelne Fische sprangen, als wenn sie nach Luft schnappten. Jetzt brannte sich die Sonne immer tiefer in den Horizont ein – komisch, dachte Hans, wie die Ruderblätter im Gold herumgruben und es spritzend hochwarfen ... Dann leuchteten nur noch die höchsten Lämmerwölkchen wie Blutkorallen, und dann war alles in der grauen Dämmerung der Mainacht versunken. Nur noch ein langer, schwefelgelber Horizontstreifen half dem Steuermann, die kleine Landungsstelle auf Abro mehr nach Gefühl zu finden. Hier war Hans schon ein wenig unruhig, doch er klammerte sich an den Gedanken, daß er sein Boot noch heute haben mußte! Der Kiel knirschte; sie stiegen aus.

Schon wollte er der Zollwache nachlaufen, als sie jetzt wortlos ins Dunkle abtrappelte, doch dann bezwang er sich und hielt zu seiner Idee. Das konnte nicht sein, daß er das Boot nicht finden sollte. Man mußte bloß die Augen sehr weit aufmachen wie ein Indianer oder Sherlock Holmes und sorgfältig auf alles gucken. An der Ostspitze, hatte Johannsson gesagt, an der Ostspitze, alter Bravo-Mann! Und so ging er auf den gelben Himmelsstreifen zu, auf das einzige Helle in dieser Dunkelheit, und hörte unter seinen Schritten Sand knirschen, Muscheln und die Eierschalen wilder Vögel. Lange ging er so in dem Geruch

von Birken und Seetang und sah plötzlich, wie die Millionen schwarzer Ufersteine im gelben Wasserpiegel vor ihm standen – wie lauter Seehundsköpfe, die ihn anstarrten ... Vielleicht war das Boot doch noch zu finden, wenn man sich mehr links hielt ... Hugh! was war das? – Irgend etwas Dunkles huschte vor ihm schnell zwischen zwei große Steine. Erst stand er starr. Dann schlich er hin und fühlte etwas Warmes, Flaumiges zwischen den Steinen: eine junge wilde Gans mit klopfendem Herzen. Unschlüssig ging er noch ein paar Schritte weiter – nein, es war hoffnungslos! – wie war er plötzlich in diese wilde, düstere Einsamkeit geraten? Zu Hause hätte er schon längst gute Nacht gesagt und läge im warmen Bettchen. Fast stolperte er jetzt über ein Boot; aber es war bloß ein geteerter Seelenverkäufer, der halb ans Ufer gezogen lag. Fröstelnd und einsam beschloß er, in diesem Flachboot zu schlafen – auf den Bodenbrettern, unter denen ein paar tote Fische im Schmutzwasser hin und her trieben. Gute Nacht!

Als er so im Dunkeln lag und zu schlafen versuchte, hörte er anfangs bloß das Wasser glucksen, aber dann erwachte rings um ihn her ein sonderbares Leben. Zuerst waren es ein paar Möwen, dann kamen Seeschwalben hinzu, Taucher, Graugänse und andere Vögel, die er nicht kannte – und die spazierten hier wie die Herren herum, standen dichtgedrängt auf den Steinen und flatterten knapp über sein Boot hin, daß die sausenden, fauchenden Flügel ihn fast berührten, der sich frierend an die Planken preßte und kaum zu atmen wagte. Die Vögel schienen über irgend etwas sehr aufgeregt zu sein. Zuerst fing es immer mit einem hohen, gellenden Signalschrei an: Ti-i-i-o, dann fielen Dutzende, Hunderte ein, bis die ganze Nachtluft ein einziges Schnattern, Schnarren, Krächzen und Kreischen war – und endlich stieg die schreiende Wolke schräg in die Höhe auf, als ob sie auch noch den Himmel vollkreischen wollte, um dann, wie auf einen Befehl, sich klattschend ins Wasser fallen zu lassen ... und immer von

neuem spielten sie dieses Spiel. Im Halbschlaf fühlte Hans, wie ihn allmählich selber diese Aufregung ergriff: ihm war, als ob die Millionen melancholischer Steine dieses dumpfe Hinbrüten nicht mehr ertrugen, sondern endlich in einen einzigen wilden Schrei aufbrachen und in alle Winde zerflatterten. Nur diese Einsamkeit und dieser Schrei schienen noch in der dunklen Welt übrig zu sein. Und mit tausend Kehlen und Krallen und Flügeln schwirrte es ihm durch den unruhigen Traum.

Als er aufwachte, standen hoch über ihm drei goldene Wolkenfasern. Kein Vogel war zu sehen, alles war still. Da hörte er ein leises Knurren hinter dem Boot und bemerkte einen schwarzen Zottelhund, der ihn mit restlos gutmütigen Augen böse anzustarren versuchte. Hinter dem Hunde stand ein schlankes Mädchen in weißem Kleid und weißen Segelschuhen und blickte ihn mit großen Augen an.

»Was machst du hier?« fragte sie.

Erst wollte er, nach richtiger Landungssteg-Manier, patzig: »Was geht das dich an?« antworten, doch dann fiel ihm ein, daß der Seelenverkäufer vielleicht ihr gehörte.

»Ich suche mein Boot«, sagte er. »Es muß hier irgendwo an der Ostspitze ankern.«

»Wie heißt dein Boot?« fragte sie mit leicht ausländischem Akzent.

»Mein Boot heißt ›Haggai‹. Und wie heißt dein Hund?«

»Ich weiß nicht; er ist mir vom Bauernhof im Walde nachgelaufen. Ich nenne ihn Kranz. Kranzi, komm her!«

Kranz kam und wedelte.

Jetzt schaute sich Hans um. Es war alles anders als in der Nacht und voll Hoffnung auf die Sonne, die bald aus dem Meere tauchen mußte. Schon stob ein rötlicher Strahlenfächer himmelan, und auf dem weißen Wasser zwischen den Millionen Steinen schlängelten sich ein paar rosa Kringel. Hans blickte aufmerksam in die Runde und suchte wie ein Seemann Stück für Stück des Horizontes

ab. Da sah er links hinten eine Mastspitze: sicher, das war sein Boot. Im selben Augenblick hatte auch das Mädchen die Mastspitze entdeckt.

Beide gingen in der Richtung auf das ankernde Boot. Hans dachte, daß sie ihn begleiten wolle. »Bist du von hier?« fragte er. »Wie heißt du?«

»Das sag' ich dir nicht. Nein, ich bin mit einer Jacht aus Wisby gekommen und wollte nicht weiterfahren. Sie haben mich gestern hier abgesetzt. Ich heiße Karin.«

Jetzt standen sie an der anderen Uferseite, und Hans sah froh, daß es wirklich sein Boot war: weißgestrichen, mit schwarzem Bordrand und roter Wasserlinie. Er krepelte sich die Seemannshosen bis hoch nach oben auf – als er zu seinem Erstaunen bemerkte, daß diese Karin ihre Schuhe und Socken schon abgestreift hatte und bereits bis über die Knie nach seinem Boot hinstapfte. Schnell lief er ins Wasser nach, daß es spritzte, und rief:

»Das ist mein Boot. Was willst du mit meinem Boot?«

Ohne sich um ihn zu kümmern, schritt sie weiter auf das Boot zu – selbst Kranz, der am Ufer abgewartet hatte, paddelte eifrig auf den »Haggai« hin. Jetzt wurde Hans sehr besorgt. Die wollten ihm sein Boot wegnehmen. Er lief so schnell er konnte, und es gelang ihm, gleichzeitig mit dem Mädchen an Bord zu klettern. Sie half auch Kranzi herein, der sich sogleich gräßlich schüttelte. Jetzt sahen sich die beiden kampfeswütig an.

»Das ist gar nicht dein Boot!« rief Karin. »Dein Boot heißt »Haggai«, und dieses Boot heißt »Spatz«. Da lies!« und sie zeigte auf die Aufschrift. Das Boot hieß in der Tat »Spatz«. Aber Hans kannte es genau von früher her.

»Wie kann ich wissen, daß der betrunkene Johannsson es »Spatz« genannt hat? Ich nenne es »Haggai«. Wir haben es für dreißig Rubel gemietet!«

Während er die Worte dem Mädchen ins Gesicht schleuderte, sah er, daß dieses Gesicht schön war: die großen blauen Augen schienen fast schwarz vor Zorn, die feinen

Nasenflügel bebten, die goldenen Haarschlangen schlugen wütend wider die Wangen. Die Entdeckung machte ihn für einen Augenblick sprachlos.

Das Mädchen setzte sich und fing an zu lachen.

»Wo willst du denn hin?« fragte Hans zögernd.

Das Mädchen trocknete sich die Beine mit dem Rock ab, zog ein Stück Seekarte aus ihrem Täschchen und zeigte auf einen Punkt. »Weißt du, wo das ist?«

»Gewiß doch«, sagte Hans. »Das ist der Südbesen von Alli-Rahu: ein kleines Unterwasser-Riff mit tiefem Wasser ringsum. Es hat die Form von einem Ei.«

»Ich muß zu diesem Südbesen. Jetzt gleich in der Frühe, verstehst du. Ich muß unbedingt hin!«

»Was willst du da machen? Auf dem Besen reiten?«

Sie schaute ihn böse an: »Das sag' ich dir nicht. Du mußt mich hinbringen.«

»Mit dem Kranz?«

»Nein, der Kranz gehört nicht mir. Wir müssen ihn hinauswerfen, daß er wieder an Land schwimmt. Wir müssen ihm drohen. Komm, Kranzi –!«

Kranzi kam wedelnd. Karin gab ihm einen Kuß, nahm ihn um den Leib und warf ihn ins Wasser. Dann drohten ihm beide mit hochgehobenen Rudern und riefen mit furchtbaren Stimmen: »Nach Hause! Marsch nach Hause! Wirst du – –!« Kranz schwamm ans Ufer, setzte sich auf die Hinterbeine und verlor kein Auge vom Boot.

Als Hans das Großsegel hochzog, flammte es orangerot auf: es reichte bereits in die Sonne. Mit dieser ersten Sonne erhob sich eine auflandige Brise, und der Spatz oder Haggai begann brausend über die hellgrünen Wellen zu gleiten, daß rings um ihn der goldblitzende Schaum kochte. Der Kranzi lief mit leisem Heulen am Ufer mit, bis er in der Ferne nicht mehr zu unterscheiden war. Jetzt glitten die beiden allein übers Wasser.

»Merkwürdig, die Dreiruderer!« machte Hans Konversation.

»Was für Dreiruderer?«

»Na, die griechischen Dreiruderer: die haben sie doch nach der Fahrt immer gleich auf den Strand gezogen. Wie kann man ein großes Schiff so schnell auf den Strand ziehen? Mein Klassenlehrer weiß es auch nicht. Johannsson meint, sie haben Rollen untergelegt. Und dann Aphrodite. Ich glaube natürlich nicht daran, aber es interessiert mich doch, ob sie trocken oder ganz triefend naß aus dem Meeresschaum ausgestiegen ist.«

Das Mädchen wies auf die emporgetauchte Sonne: »Die ist doch auch trocken aufgestiegen!«

»Ich glaube, deine Haare würden auch trocken bleiben. Sie brennen wie aus Gold.«

»Laß mich steuern«, sagte sie.

»Was gibst du mir dafür?«

»Ich hab' nichts«, sagte sie. »Da, hier sind noch zwei Karamellen; eine für mich, eine für dich.«

Als sie sich ans Steuer setzte, fühlte Hans ihren Rock über seinen Arm streifen. Er zog eine silberglänzende Blechdose aus der Tasche: »Zieh mal die Lade heraus.«

Sie zog. Die Dose war leer. Jetzt schob er die Lade hinein und ließ sie wieder ziehen – da war die Lade voll mit Zigaretten. Es war sein bestes Stück.

»Die kannst du haben«, sagte er nachlässig, »wenn du mir sagst, was du in Alli-Rahu machen willst. Das sind ja bloß zwei Besen und Wasser, weiter nichts. Bleib doch lieber bei uns auf Ösel. Bei uns ist es fein ...«

»Was gibt es denn bei euch?« fragte sie.

Hans wollte so gern, daß sie dableibe. Er dachte angestrengt darüber nach, was es bei ihnen auf der großen Insel gebe.

»Siehst du dort das kleine rosa Viereck mit den zwei Türmen? Das ist das Ordenschloß von den alten Rittern, mit einer Wolfsgrube. Einen hat man eingemauert gefunden mit einem Tonkrug, aber an der Luft ist er zerfallen.«

»Und was gibt es noch?«

»Dann gibt es schöne kleine Pferde bei uns, mit den besten Hufen ... nein (korrigierte er sich) ich meine, es gibt hier den besten Teer, den man finden kann. Kein Kohlentee: Holztee. Das ist was.«

Sie fing an zu lachen und sah ihn an.

»Kannst du denn schon rauchen?« fragte sie.

»Warum soll ich nicht rauchen?« meinte er solide und zündete sich eine an. »Ich ziehe sogar ein. Der Schah von Persien hat einen Preis ausgesetzt: demjenigen, der neun Ringe, einen durch den anderen, bläst. Aber jetzt eben ist es zu windig dazu ...«

Hin und wieder zitterte jetzt das Boot bis in die Rippen von den Wellen.

»Die gewöhnlichen Wellen«, sagte sie, »sind groß wie Elefantenrücken. Aber die große, dunkle, die dort kommt, siehst du: das ist ein Mammutrücken.«

»Bei uns gibt es täglich Kurkonzert«, fuhr Hans unbeirrt fort. »Wir haben drei Schlambadeanstalten. Zur italienischen Nacht werde ich mein Boot mit chinesischen Lampions und Birkenzweigen behängen ...«

»Nein«, sagte sie, »ich muß nach Wisby und dann zurück nach Stockholm. Ich bin eine Schwedin.«

»Bei uns auf der Brücke heißt es: ›Trau, schau, wem – Schwed', Normann', Dän'«, sagte er verbissen. »Aber natürlich meine ich nicht dich damit. Siehst du dort luvwärts den schwarzen Punkt da draußen! Auf den mußt du halten, wenn du wirklich nach Alli-Rahu willst. Das ist der Südbesen.«

Beim Südbesen warfen sie Anker aus.

»Na, bitte, wir sind jetzt angekommen, Karin. Ich heiße übrigens Hans.«

»Jetzt müssen wir noch etwas warten, Hans. Du bist ein guter Junge; ich danke dir dafür, daß du mich hierhergebracht hast.«

»Wie schade ... Ich könnte zum Beispiel jeden Tag mit dir segeln, wenn du Lust hast. Liebst du Aalangeln zu legen?

Ach, ich habe ganz vergessen: wir haben hier auch einen Krater, einen Vulkan – aber erloschen natürlich! Und in der Mitte von Ösel haben wir eine Bauernburg, mit einer Allee von Wacholder – wie Zypressen ...«

Jetzt hatte sich Karin aufgerichtet und schaute scharf hinaus: »Siehst du das weiße Segel, das dort hinter der Waldecke herauskommt?«

»Ich habe es schon lange gesehen. Es ist eine Jacht mit Sloop-Takelage.«

»Das ist mein Boot. Es kommt mich abholen nach Wisby. Wir haben guten Wind.«

Das Segel stand schief, wie ein weißer Möwenflügel, gegen den blauen Horizont. Es wurde immer größer. Es war ein Riesensegel und trug eine grünblaue Flagge mit gelbem Kreuz. Hans setzte sich so, daß er beide: das Mädchen und das unerbittlich heranrutschende Segel, zugleich sehen konnte.

»Wie weit ist es denn nach Wisby?« fragte er heiser.

»Drei, vier Tage, je nachdem«, sagte sie und machte sich die Haare zurecht. Wie die schmalen Finger in den goldenen Locken herumgruben – so wie gestern die Ruder im goldenen Wasser! Hans sah herzklopfend ihren Mund, Kinn und Hals vor dem weißen Schreckgespenst des Segels, das immer näher kam ... Jetzt oder nie! ...

»Du, Karin ... ich muß dir noch was sagen.«

Zwei große Augen schauten ihn fragend an. Der Knabe hörte einen anderen mit seinem eigenen Munde sprechen, ganz langsam:

»Du bist das Schönste, was ich in meinem Leben gesehen habe!«

Jetzt wurde ihnen von der Jacht, die nahe vorbeirauschte, eine Leine zugeworfen. »Hallo, Karin! De är wacker! God Dag!« hörte man mehrere Stimmen. Hans zog den »Spatz« heran und hielt ihn mit beiden Händen an dem makellos weißen Bordrand der Jacht. »Tak so mykke!« rief ein junger Riese in weißem Sweater: »Förlot – wir müssen bei dem guten Wind weiterfahren.«

»Ich danke dir, Hans«, sagte Karin und stützte sich auf seine Schulter, um hinüberzusteigen. Sie sprang auf die Jacht, aber sie hielt ihren Arm fest um seinen Hals. Und gerade als er den Bordrand losließ, beugte sie sich und gab ihm schnell einen Kuß auf die Stirn.

Schon waren glitzernde Wellen zwischen ihnen. Schon war die Jacht ein schiefer, weißer Möwenflügel. Und jetzt war sie hinter der Waldecke verschwunden.

Da setzte sich Hans am Steuer ordentlich zurecht und fuhr raumschoots ins Blaue hinein. Neben ihm schwebte der Schatten vom Großsegel über das kaltkochende Wasser, und die Mastspitze wackelte langsam eine aufgeplusterte Wolke entlang. Das Wasser murmelte, gluckste, zischte und brauste jetzt ebenso wie die Millionen Vögel in der Nacht. Die Sonne brannte warm; manchmal kam ein kühler Wolkenschatten daher, und dann nahm der Wind die Backen voll und pustete über den blauen Schaum. Es war, als ob er alles träumte. Plötzlich knirschte der Kiel in rasendster Fahrt – und Hans sah flach unter dem Wasser Kalkboden, Seetang und Steine. Einen Moment blieb ihm und seinem Boot das Herz stehen – aber schon war der »Spatz« über den Kamm des Riffes hinweggeglitscht und rutschte wie eine Ente ins Wellental ein. Das war das Riff »Kérratse-Silm«, dachte Hans und wußte jetzt, wohin er steuerte. Vorher war ihm das gleichgültig gewesen.

Da gab es am Eichenwald eine uralte, verbrannte, toten-einsame Landungsbrücke – dort wollte er hin, um zu baden. Als die verkohlten Pfosten schon ganz nahe waren, sah man in drei Fuß Tiefe den schönsten feingerippten Sandboden, wie ein Parkett. Hier zog er sich aus und ging langsam durchs hellgrüne Wasser. Der Körper sah merkwürdig abgebrochen im Wasser aus, und fortwährend gingen helle Sonnenkringel an ihm nieder. So ist Johannes der Täufer durchs Wasser gegangen, dachte Hans, aber jetzt mußte man noch untertauchen, sonst war es keine

Taufe. Doch die Stelle mit dem Kuß durfte nicht berührt werden. Er holte sich aus dem Boot («Spatz« hieß es, »Spatz« sollte es auch bleiben!) einen Gummitabaksbeutel aus Hüll, den ihm ein Matrose gegeben hatte, preßte den Beutel auf die Stirn, wo er den Kuß bekommen hatte, und tauchte tief unter im heiligen Wasser, so daß er nachher auf einem Bein hüpfen mußte, um es aus den Ohren zu kriegen.

Vor der Brücke war eine wilde Wiese, um die der Wald in gespenstischem Halbkreis herumstand. Dort lief er nackt hin und wälzte sich in den heißen Kamillen, die nach Apotheke dufteten, um sich abzutrocknen. Auch standen da in der zitternden Hitze große blaue Kampanulas, die Blume Hänsel und Gretel, Margeriten und »faule Mägde«. Als er hinkniete, um welche zu pflücken, fühlte er plötzlich, wie ihm die Tränen herunterliefen, und schluchzte ratlos, weil er sich gar nicht abgeschlagen hatte. Noch feucht, hielt er das Auge dicht an eine Kampanula dran, weil das immer so aussah, als ob man in einem blauen Zimmer war, im Kaminzimmer mit den blauen Tapeten. Den Strauß band er dann sorgfältig an die Flaggenleine und hißte ihn an die Mastspitze. Darauf nahm er Kurs nach dem Ordensschloß – genau auf die Mitte zwischen den beiden dicken Türmen, wo der einzige Fabrik-schornstein des Städtchens kümmerlich herausragte.

Als er an der Heuinsel vorüberfuhr, kam hinter dem Gras plötzlich das Zollboot von gestern, mit Edmund am Steuer, auf ihn zugerudert. Auf einmal erhob sich Edmund mit seiner beankerten Bluse und kommandierte in schlechtem Russisch: Wéschla dalói! (Die Ruder hoch!) Dann rief er Hans ein donnerndes Stoi! (Halt!) zu.

Neugierig drehte Hans bei. Die Zollwache war immer ein Gegenstand des Hohngelächters der Brücke. Was sie von ihm wollten? – Jetzt war Edmund mit seinem Russisch zu Ende.

»Zolluntersuchung!« sagte er offiziell.
»Bist du verrückt geworden?« sagte Hans.
»Was hast du in Alli-Rahu mit dem schwedischen Boot zu tun gehabt? Zeig mal deinen Ballast!«
Sie hoben die Bodenbretter auf, sie kramten unter dem Sitz und hinter der Kette – und zogen enttäuscht ohne die geringste Konterbande ab. Eine Szene, die von der versammelten Landungsbrücke mit bewaffnetem Auge genauestens beobachtet wurde. Herrlich, dachte Hans, auch das noch! ...
In fliegender Fahrt drehte der »Spatz« elegant an der Brücke bei – man mußte so anlegen, daß das Boot nicht den geringsten Kratzer bekam. Mit routiniertem Gleichmut stieg Hans aus. Man kam eben von Abro – was ist dabei?
...
Die Brücke wickelte ihr Lob in eine rauhe Außenseite:
»Geh mal zu Mammi, alter Bravo-Mann – wirst schon was abkriegen dafür, daß du nachtsüber Pilze gesucht hast!«
Auf dem Weg nach Hause steckte er trotzig die Hände in die Hosentaschen. Da fand er ein in Papier gewickeltes Bonbon – die »Karamelle« von heute früh, von – nein, nur nicht diesen kleinen Namen aussprechen! Sorgfältig wickelte er das Bonbon in sein Taschentuch.
Auf der Gartenveranda stand schon die messingne Kaffeekanne mit den glühenden Kohlen. Es duftete nach Kaffee und Jasmin.
Er gab den Gutenmorgenkuß auf die Hand und sagte:
»Verzeih, das Zollboot ging so spät ab. Ich konnte mein Boot erst am Morgen finden –«
Aber er bekam gar keine Vorwürfe. Er bekam nur einen Kuß auf die Stirn.
Und dann hatte er schrecklichen Hunger.

Allein um die Welt

Es gibt Reisen von symbolischer Bedeutung, und wieder andere, die mehr Zufallsfahrten sind. Daß Leif Erikson durch Stürme von Grönland nach Amerika abgetrieben wurde, war Zufall; Columbus aber steuerte aus Prinzip über den Atlantik, und das gab seiner Reise den Ruhm. Eine solche Reise von symbolischer Bedeutung wagte auch Kapitän Joshua Slocum, als er es 1895 unternahm, *allein in einem Segelboot* um die ganze Welt zu fahren. Denn in unserer Zeit der Massen und des Einzelnen ist dieser stets auch ein Einsamer – und kann man seiner Einsamkeit stärkeren Ausdruck geben, als sie rund um die Wasser der Erde zu tragen? Slocum hatte dreißig Jahre die Weltmeere befahren, doch nun kam die Segelschiffahrt zu sterben, und er fand sich als Fünfziger arbeitslos am Lande lungern – einsam, mit einer Glatze und ohne rechten Lebenszweck. Das war die Stimmung. Er wollte keinen Rekord brechen. Slocum wußte bloß, daß er, er allein, noch zu etwas gut sei: nämlich diese Welt, sich von ihr absondernd, zu umschiffen. Vor ihrem Sterben sollte die Segelschiffahrt noch einmal zeigen, was sie konnte.

Zunächst baute er sich eigenhändig sein Fahrzeug, indem er ein uraltes Fischerboot aus der Chesapeake-Bay Rippe um Rippe, Planke um Planke erneuerte, bis der neuen ›Spray‹ von der alten nur noch der Name, die Form, der Geist geblieben war. Dann setzte er sich hin und steuerte von Boston in der Richtung Gibraltar. Manch einer ist so ins Blaue hinausgeschwommen, Slocum aber wußte, daß es auch grau sein konnte und schwarz und fürchterlich – er wußte von allem, und so wurde er damit fertig. Anfangs war die Einsamkeit, die er sich so symbolisch erwählt hatte, überwältigend – wie immer, wenn ein Inneres zu etwas Äußerem wird. Slocum sang alle Lieder, die er wußte, um doch eine Stimme zu hören; er suchte sich mit Delphinen anzufreunden und entdeckte auf seinem Schiff

auch ein Gespenst, einen uralten kleinen Holländer in Pumphosen, der sich's zuweilen in der Kajüte bequem machte und ihm eine gute Reise wünschte.

In Gibraltar änderte sich Slocums Sinn. Er kehrte um. Er hatte eigentlich immer weiter nach Osten, durch das Mittelmeer und den Suezkanal fahren wollen. Nun aber (nach Gesprächen mit englischen Marineoffizieren), beschloß er, die großen Äquatorialpassate, die ja alle Westrichtung haben, auszunützen – er beschloß, »mit der Natur« zu gehen. Das nautische Schema seiner Reise war jetzt: Atlantikpassat, rund um Südamerika, Pazifikpassat, rund um Südafrika, und wieder mit dem Atlantikpassat nach Hause. Das hört sich sehr einfach an.

So nahm er Kurs nach Brasilien. Wie er sich von der marokkanischen Küste entfernte, entdeckte er eine Piratenfeluke, die beim starken Winde schnell näherkam und sichtlich auf ihn Jagd machte. Schon hatte Slocum seine Büchse entschert, als der Feluke auf einem brausenden Wellenkamm der Mast brach, so daß sie plötzlich hilflos auf dem Wasser trieb. Slocum winkte ihr einen Abschied, hängte sein Gewehr in die Kajüte und war nun bald wieder allein. Die jetzt folgenden Wochen im blauen Geplätscher der Kalmen waren vielleicht die einsamsten. Und gerade hier, nachmittags in der Kajüte dösend, hörte Slocum dicht neben sich *eine laut geführte Seemannsunterhaltung!* Verstört wie Robinson bei der Menschenspur, sprang er auf Deck und sah – einen riesigen Viermaster fast Bord an Bord mit sich gleiten, wobei dessen Marsrahe um ein Haar die Mastspitze der ›Spray‹ streifte. Die Leute beachteten ihn gar nicht; auf solche Surprisen muß man sich in der Einsamkeit gefaßt machen. Zur Abwechslung erhob sich dann später ein grausiger Sturm. Slocum war auf die Mastspitze geklettert, weil sich ein Block geklemmt hatte, als eine fünfstöckige grüne Wand spritzend daherkam und das Bootsverdeck unter sich begrub – so

daß unser Mann für ein paar Minuten in der Unermeßlichkeit nichts hatte als ein zitterndes Endchen Mast. Auch das war eine recht einsame Situation. Nachher mußte er seine Kajüte ausschöpfen.

Am schwierigsten war die Fahrt durch die Magelhaens-Straße, weil dort der Sturm *und* die Eingeborenen als ständige Gefahr lauerten. Der Sturm in diesen finsternen Fjordstraßen konnte selbst Schiffe ohne Segel, bloß durch den Druck auf Mast und Takelwerk, zum Kentern bringen; floh man aber in eine Bucht, so kamen die Eingeborenen, bettelten zuerst kläglich mit ihrem Ruf: »Jammerschooner ...! Jammerschooner ...!« um dann, ließ man sie näher heran, plötzlich ihre Spieße zu werfen und Pfeile zu schießen, von denen zwei zitternd im Mastbaum steckenblieben. Am gefährlichsten waren sie nachts, weil man ja doch auch schlafen muß. Slocum legte abends auf dem Deck Fußangeln aus und wurde jedesmal durch das Schmerzgebrüll der Wilden geweckt. Endlich hatte Slocum diese Fjorde des Grauens hinter sich und fuhr in den Pazifik hinaus, doch ein Orkan drückte ihn wieder nach Süden, so daß er den halben Weg durch die Straße nochmals machen mußte. Das war seine härteste Prüfung, und sie dauerte zwei volle Monate.

Von da ab ging alles leichter, ja sogar bequem, denn er kam in die warmen Passate. Nach 14 Tagen erreichte er Juan Fernandez, Robinsons Eiland, wo der Einsame der Meere dem Einsamen der Insel sein pietätvolles Gedenken weihte. Daß Slocum dieses verlorene Eiland, eine Stecknadel im Heuschober, überhaupt fand, war ein nautisches Kunststück. Denn als einzige Uhr besaß er nur einen Wecker zu einem Dollar fünfzig, den er, weil das Glas fehlte, für bloß einen Dollar bekommen hatte. Schließlich brach auch noch der Minutenzeiger ab. Aber, das machte Slocum nichts aus, weil ihn seine dreißig Jahre Seefahrt mit einem untrüglichen Orientierungssinn begabt hatten. Das einzige andere Lebewesen an Bord war eine Spinne,

noch aus Boston. Auch sie schätzte die Einsamkeit, denn sie fraß sämtliche Artgenossen, die er ihr zugesellte, mit mürrischer Konsequenz auf. In diesem Südseepassat lebte Slocum ganz gemütlich: das Frühstück war morgens immer schon auf Deck gefallen, nämlich ein paar fliegende Fische; am Steuerrad verbrachte er höchstens eine Stunde, weil die ›Spray‹ auch mit festgemachtem Steuer wunderbar Kurs hielt. So lag er die meiste Zeit in der Kajüte und las seine Bücher.

Doch als Slocum den ersten australischen Hafen anlief, war unterdessen etwas geschehen. Sein Unternehmen hatte sich auf dem Globus herumgesprochen. Er, der Einsame, Unbekannte *war berühmt geworden*. Man feierte ihn, er mußte berichten, mußte Vorträge halten! Von nun an war er auf dem Lande stets von Leuten umdrängt, und erst das angestammte Wasser gab ihm sein eigentliches Element, das der Einsamkeit, wieder. Wenn's ihm zuviel wurde, zog er den Anker und fuhr schweigend in die glitzernde Unendlichkeit hinaus.

Dann ging es durch die Torres-Straße nach den Keeling-Inseln, wo man ihn für den Antichrist hielt – ein insulares Vorurteil, welches erst durch die Verteilung von Kautabak zerstreut werden konnte. Diese Keeling-Inseln, wo die Krabben auf die Kokospalmen klettern, erschienen ihm als der lieblichste Punkt der Welt.

Als er in Durban, Afrika, landete, war er noch berühmter geworden! Präsident Ohm Krüger von Transvaal verlangte ihn zu sehen. Doch da gab es eine eigentümliche Schwierigkeit. Als buchstabengläubiger und hartnäckiger Mann war Präsident Krüger der festen Überzeugung, daß die Erde *flach wie ein Pfannkuchen* sei. Mit so was wie einem Erdball durfte man ihm nicht kommen. Man wird verstehen, daß gerade für den Weltumsegler Slocum die Situation ein wenig schwierig wurde ... Doch unser Mann hatte noch ganz andere Klippen umsteuert, und schließlich kann man ja auch auf einem Pfannkuchen hübsch in die Runde fahren, nicht wahr?

Als dann auch noch das Kap der Guten Hoffnung umsegelt war, fühlte sich Slocum schon fast wieder zu Hause – das bißchen Atlantischer Ozean schien ihm nur mehr ein Katzensprung. Doch hier wäre er fast seiner Einsamkeit untreu geworden. Denn ein guter Freund in Kapstadt riet ihm, einen Ziegenbock mitzunehmen: eine Seefahrt *mit* einem Ziegenbock, das sei erst das Wahre! Und Slocum ließ sich dazu überreden, gerade er. Was er dann mit diesem Ziegenbock ausgestanden hat, läßt sich schwer schildern. Er sah sich in die greulichste Zweisamkeit gedrängt und hatte doch ein zu gutes Herz, um das Tier durch einen Stoß in den Ozean loszuwerden – aber bei der nächsten Insel mußte es aussteigen. Dafür besuchte Slocum dann das Grab eines anderen Einsamen auf St. Helena (der sich um das Leben eines Ziegenbockes weniger geschert haben dürfte). Und dann, als Slocum schon fast zu Hause war, geriet er bei den Antillen noch in den spanisch-amerikanischen Krieg, von dessen Ausbruch er keine Ahnung hatte. Infolgedessen machte Slocum einen großen Bogen um Havanna, passierte die seltsame Flauten- und Stoßwindgegend des Golfstromes und sah sich – nach drei Jahren – wieder zu Hause.

Doch wenn man drei Jahre lang bloß mit seinem kleinen Boot und der Unendlichkeit zusammengewesen ist, wird einem vor der Einfahrt in New York bange. Die würden alle Hafensirenen heulen lassen! So ließ Slocum auch noch New York links liegen und machte endlich ganz bescheiden an dem kleinen Uferpfosten fest, von dem er ausgesegelt war. Als er das Tuch geborgen hatte und an Land sprang, war er wieder dort angelangt, von wo er kam – denn solch eine Reise um die Welt hat ja das Merkwürdige, daß der Ursprung zugleich das Ziel ist.

Natürlich bekam ihn die Öffentlichkeit bald am Wickel. Sie proklamierte ihn als einen der großen Seefahrer wie Vasco da Gama, Columbus und Kapitän Cook; sie

druckte seinen Bericht in Fortsetzungen und stellte Modelle der ›Spray‹ in Museen aus. Vielleicht war das alles der Grund, warum Joshua Slocum nicht lange darauf seine Segel hißte und Kurs auf See nahm. Er ist nie wieder zurückgekehrt. Man hat sein Boot das letztmal im Karibischen Meere gesichtet. Und da es um jene Zeit dort keinerlei Stürme gab, bleibt nur ein Schluß möglich. Unser Mann ist nachts, in der Kajüte schlafend, von einem Dampfer überrannt worden. Einem Dampfer, der so groß und so schläfrig war, daß er das bißchen Splittern da unten überhaupt nicht gemerkt hat.

Begegnung unter der Erde

Ich war erst kurze Zeit auf Schacht III, doch wollte ich schon wieder weg. Er gefiel mir nicht, er hatte etwas Unheimliches. Wie eine Panzerfregatte von Anno sechzig schien er mit seiner Esse und seiner finsternen Halde durch die Ebene zu dampfen. Im Hintergrunde rauchte eine ganze Flotte ähnlicher Ungetüme. Daneben lag ein Gleisdreieck der Abfuhrbahn und in dessen Mitte eine von Riesenhand herausgehobene und brüsk hier hingeseetzte Vorstadtstraße.

Auf Schacht III passierten Sachen, die nichts Gutes ahnen ließen. Neulich sollte zum Beispiel eins der schweren Belgierpferde von der zweiten Sohle zutage gefördert werden. Unten im Schachtsumpf, in sechshundert Meter Tiefe, wurde zu der Zeit gearbeitet. Das Pferd steckt, dumm wie es ist, während der Fahrt seinen langen Kopf aus dem Korb. Natürlich wird er glatt abgeschnitten und fällt – fällt – in die Tiefe. So daß einem Mann im Schachtsumpf ein blutender Pferdekopf plötzlich mit furchtbarer Gewalt aufs Genick stürzt und er sofort tot zusammenbricht.

Ich selbst arbeitete auf einem Abbau in der dritten Sohle. Ich will nichts davon sagen, daß unser Kompressor fortwährend asthmatisch wurde und man ewig Scherereien mit ihm hatte, nein, auch sonst war es nicht schön. Wir hatten doch alles solid verzimmert, und trotzdem war man nicht sicher. So stand ich einmal neben dem Waggonet und schippte Kohle ein, als einer von den Kollegen mich heranzuft, damit ich ihm von meinem Kautabak ein Stück zum Abbeißen gebe. Und wie ich zurückkomme, liegt an genau derselben Stelle, wo ich gestanden bin, ein riesiger, von oben herabgefallener Schieferblock – gerade so lang wie mein Sarg, ein sogenannter »Sargdeckel«, wie es die Kumpels nennen. Er hätte mich plattgedrückt wie ein Buchzeichen, der Kerl. So etwas verstimmt. –

Schlagwetter drohten uns kaum. Die Lüftung war ausgezeichnet – und dennoch konnte ich den Gedanken daran nicht loswerden. Ich sah schon den Katastrophentitel der Zeitungen vor mir: »Schweres Grubenunglück. Bisher vierzig Leichen geborgen. Die Rettungsarbeiten dauern fort...« Aber das war, wie gesagt, bloß eine leere Befürchtung.

So war ich also schon ziemlich »auf Angst präpariert«, als ich eines Morgens um halb fünf zu meinem Betriebspunkt wanderte. Ich hatte wieder einmal Pech gehabt und die unterste Förderkorbetage zugewiesen bekommen, so daß mir die ganze schwarze Kohlensuppe in den Nacken geträpelt war. Jetzt stolperte ich mit meiner Lampe durch die labyrinthischen Gänge. Anfangs waren sie noch ziegelgemauert und hatten Glühbirnen an der Decke, aber bald wurde es dunkel, es kamen die mächtigen Holzbalken der Verzimierung und mit ihnen jener merkwürdige mufflige Gesteinsgeruch, der für alle Bergwerke so charakteristisch ist. Ab und zu stolperten mir riesige Pferde entgegen, die drei bis vier Waggonets zogen. Dann ging es, vorsichtig gebückt, die schrägen Abbaustrecken immer tiefer hinab, bis endlich alles totenstill wurde. Ich war allein. Einen halben Kilometer unter der Erde.

An einer bestimmten Stelle, wo die Strecke rechtwinklig in einen Querschlag abbog, machte ich halt. Diese war der Ort, wo ich mich mit meiner Arbeitskameradschaft zu treffen pflegte. Ich bog ein paar Schritte in den abfallenden Querschlag ein und hockte mich an einen Holzpfiler, um noch etwas zu schlafen. Es war ruhig – so ruhig, wie es nur tief unter der Erde sein kann.

Wie ich gerade beim Einschlafen bin, höre ich plötzlich ein merkwürdiges Geräusch von der Strecke her kommen. Ein Lärm wie von vielen trappelnden kleinen Füßen. Was konnte das nur sein? – Pferde waren es nicht, dazu war das Geräusch zu hüpfend und rasch, auch kamen die schweren Belgier bis in diese Tiefe nie herunter. Menschen? –

doch die hüpfen und trippelten weiß Gott nicht, wenn es zur Arbeit ging. Aber etwas mußte es doch unbedingt sein, und zwar ein Etwas, das mit ziemlicher Geschwindigkeit immer näher und immer lauter durch die Dunkelheit heranstürzte! Jetzt war's schon wie ein Brausen von vielen, vielen eiligen Schritten ... Herrgott, am Ende eine Katastrophe, und sie retteten sich auf die dritte Sohle?! Mir stand der Verstand still, denn es *konnte* hier unten nichts anderes geben als Menschen und Waggonets und immer wieder nur Menschen!

Vielleicht stürmten die schlagenden Wetter so durch die Strecken? Lange Stichflammen, die durch die Querschläge schossen? ... Jetzt war es eine gräßliche Windsbraut – gleich war sie da – gleich mußte sie um die Ecke biegen! In Todesangst drückte ich mich flach an die Wand. Ich konnte ja nicht weglaufen, ich war im Tunnel gefangen. – Und da kam es. Ich hielt die Hände vors Gesicht und sah dennoch, wie jetzt eine höllische Jagd durch den kargen Lampenschein den Querschlag hinunterstürmte. Mein Gott, was waren das für Tiere? Irgendeine Art großer schwarzer Wölfe, die schweigend in dichtem Rudel vorüberschossen. Und schon waren sie weg und trappelten den Querschlag hinunter. Dann war nichts mehr zu hören, und die alte Totenstille trat ein, in der ich nur mein Herz klopfen hörte. – Nach einer längeren Zeit kam gähmend und lampenklappernd ein Kumpel heran. Ich fragte ihn bestürzt, was das gewesen sein könne.

»Ach«, sagte er, »die haben wohl die Shetlandponys wieder mal zu spät nach der untersten Sohle abgelassen.«

Das erste Telegramm

Ich sehe mich ganz plötzlich im Besitze unschätzbaren historischer Information. Und zwar verdanke ich sie einem alten grauen Eckhaus in Göttingen, in dem sich gut wohnen läßt. Es steht ein wenig zugeknöpft da und blickt durch die Brillengläser seiner Fenster zurückhaltend, fast spöttisch auf die knallenden Motorräder der Straße. Und dieses Haus weiß allerhand zu erzählen: die deutsche Romantik hat in ihm ihre frühesten, glühendsten Gedanken gedacht, und später hat Napoleon, sagt man, eine Nacht in ihm geschlafen. Doch was bedeutet das alles gegen das Dritte: in diesem Hause ist das erste Telegramm aufgenommen worden!

Ich meine das erste richtige Drahttelegramm; denn »telegraphiert« hat man ja seit undenklichen Zeiten per Feuerzeichen, Trommel oder Semaphor. Hier aber arbeiteten die beiden Professoren Gauß und Weber, denn zum Telegraphieren gehören zwei, und man kann sie noch jetzt aus Bronze gegossen in den städtischen Anlagen sehen – der eine sitzt in erzenem Schlafrock mit einer elektromagnetischen Spule in der Hand, der andere jedoch steht daneben im vielgefältelten Bronzebratenrock, deutet mit dem Zeigefinger auf die Spule und scheint zu sagen: »Herr Professor Weber – diese Spule ist der schönste Tag meines Lebens!«

Doch wie so oft bei historischen Ereignissen spielt auch hier jemand eine Hauptrolle, der weder ein Denkmal bekommen hat, noch in den Annalen erwähnt wird: dieses ist Mikkelmann. Wie die Lokallegende wispert, war Mikkelmann das Faktotum der beiden Gelehrten und eines von jenen Originalen, die knapp nach dem Jünglingsflaum bereits »der Olle« genannt werden – der olle Mikkelmann, er atmete, kann man sagen, durch seine Tabakspfeife, hatte die unerschütterliche Ruhe des echten Göttingers und wußte alles. Besonders in jener aufregenden

Zeit, wo die Erfindung aus dem Stadium des Knobeln in das Stadium des Basteln überging, ward Mikkelmann schlechthin unersetzlich; er wußte stets, wo der Schraubenzieher lag, so daß mit ziemlicher Gewißheit feststeht: ohne Mikkelmann kein Telegraph!

Als nun einer der Professoren nach der Sternwarte außerhalb Göttingens übersiedelt war, um von dort in das alte graue Haus zu telegraphieren, ergab sich jene ärgerliche Zwischenzeit, wo man noch keine Verbindung hatte und doch, wegen der fortschreitenden Vorarbeiten, in ständigem Kontakt bleiben mußte. Diese Verbindung, gewissermaßen die letzte Post vor dem Draht, war Mikkelmann – getreulich wanderte er von der Sternwarte zum grauen Haus und zurück, viele, viele Mal am Tage.

Endlich war alles bereit. Am einen Ende des Drahtes saß Gauß, am anderen Weber; und nun sollte das erste Telegramm abgehen. Zu gleicher Zeit wie dieses wurde auch der olle Mikkelmann von der Sternwarte in die Stadt abgeschickt; mit Botensack und Pfeife schritt er rüstig fürbaß, wie der technische Ausdruck lautet.

Und jetzt bin ich, vor Aufregung zitternd, in der Lage, einer staunenden Nachwelt den Inhalt des ersten Telegramms der Weltgeschichte kundzutun. Man bedenke, was das bedeutet – welche ungeheuer historischen Worte seitdem telegraphiert wurden und wie noch heute der Normalmensch bei Empfang eines Telegramms aufgeregt wird und an alles Mögliche denkt ...

Das erste Telegramm, hier ist es. Es lautet:

»Mikkelmann kömmt«

Nicht mehr und nicht weniger. Vielleicht das einzige würdige Gegenstück zu »La vérité est en marche«: Mikkelmann kömmt! Und wie wunderbar hier bereits der ganze kommende Telegrammstil vorgeprägt ist in seiner gehaltvollen Knappheit: Mikkelmann kömmt!

Vivat Mikkelman! Er wurde nicht in Bronze gegossen, in keinem Lexikon wirst du ihn finden – doch er bekam sein Denkmal in der Sache selbst, die er zu fördern half: im ersten Telegramm. Und nun ist es meine Pflicht, eine Lokaltradition zu erwähnen, die noch heute durch die Räume des alten grauen Hauses zirkuliert. Sie besagt, daß Mikkelman früher angekommen sei als das Telegramm.

Das Bäumchen in der Mauer

Immer wenn ich mit der Seilbahn hinunter in die Stadt fuhr, hatte ich einen kleinen Baum bewundert, der mitten aus der festgefugten Durchstichsmauer herauswuchs und dann in schöner Biegung hinauf gen Himmel strebte. Sein Stamm war von der Dicke eines Kinderarmes, und man fragte sich, wie er aus dem unfruchtbaren Stein soviel Kraft und Saft hatte ziehen können? Schließlich überlegte ich, daß seine Wurzeln wohl bis in die Erdmasse hinter der mächtigen Mauer reichen mochten ... Aber dann war es wieder rätselhaft, wie er sich durch die festgemörtelten Steine durchgearbeitet hatte bis an die Luft. Vielleicht reizte der sonnengewärmte Stein den dunklen Trieb zu immer neuen Versuchen. Jedenfalls hatte der zähe Bursche einen Sieg des Lebens über den Zwang errungen, und man freute sich am grüngoldenen Sonnengesang seines Laubwerkes.

Eines Tages bauten die Leute eine zinnoberrrote Stahlbrücke von Mauer zu Mauer – leider ziemlich nah an meinem Baum, wie ich beim Unterdurchfahren feststellte. Und eines weiteren Tages war es geschehen: man hatte das irreguläre Bäumchen glatt an der Steinwand abgehauen, obwohl es doch kaum störte. Man soll eben nicht aus Mauern herauswachsen, als ob man sich über sie lustig machte: wo kämen wir da hin?! ... Dieser Hieb gab mir einen Stich, und ich begann die unbekanntenen Täter Barbaren zu schelten: hatten sie doch das Entzückende an dem Bäumchen gar nicht bemerkt.

Im Frühsommer des nächsten Jahres fuhr ich wieder mit der Seilbahn und blickte sogleich auf die Mauerwand an der Stahlbrücke (welche jetzt grauen Anstrich hatte). Was sah ich? Es floß wie grünes Blut aus der Mauer. Ein Katarakt großer, glänzender Blätter stürzte vielzweigig aus der abgehauenen Stelle hinunter. Er war doch nicht tot, er

versuchte es noch einmal! Er hatte jetzt noch mehr Blätter als einst mit dem Stamm. Er wird wieder Kraft zum Aufsteigen gewinnen, wenn man ihn nur läßt ... Ob das mit unser aller Kultur auch so geschehen wird – das mit dem Zwang, mit dem Abhauen und mit dem Wiedersprießen? Wer kann es wissen. Seitdem blicke ich ihn, den totgeglaubten, beim Vorüberfahren doppelt aufmerksam an. Wir sind Freunde, denn wir haben zusammen etwas Schreckliches erlebt.

Aus »Weisheit für Anfänger«

Die Welt in der Tasche

Der Mensch hat das mit dem Känguruh gemeinsam, daß er eine Tasche hat, und besitzt er keine, so schafft er sich sie: ich wenigstens traf auf der Ostseeinsel Runö einen jungen Eingeborenen, der ohne jede Tasche, aber mit einem Schrotgewehr durch den Wald spazierte. Stumm sahen wir uns an. Endlich fragte ich den sehr vollwangigen Jungen: »Wo hast du denn die Munition?« Er machte Karpfenmaulbewegungen, und endlich entrang sich's mühevoll: »Im M...unde.« – Warum nicht? Backentaschen sind eine Gabe der Natur und den Plaudertaschen entschieden vorzuziehen. Denn sie legen einem die Würde des Schweigens auf.

Sage mir, was du in der Tasche hast, und ich sage dir, wer du bist. Darum erzählen wir auch so ungern davon, was wir in der Tasche haben, und zaubern es lieber geschwind hervor wie ein Taschenspieler: Aspirin, Briefmarken, Whiskyflaschen und Revolver. Darum auch sind die Frauen so unergründlich rätselhaft, weil sie keine Taschen haben; denn was sie da mit der Hand herumtragen, ist ja keine Tasche, sondern ein Miniaturkoffer: keine Erweiterung der Persönlichkeit wie unsere dreizehn Mannetaschen, sondern ein Gegenüber, mit dem sie sich, Puder auflegend, unterhält.

Zwei Gattungen von Menschen haben stets ungeheuerlich angeschwollene Taschen, nämlich die Träumer und die Pedanten mit der Lebensangst.

Die Träumer, das sind die Knaben von acht bis achtzig Jahren, und was sie in der Tasche tragen, sind die unumgänglich notwendigen Utensilien des Traumes – sozusagen die Gondelausrüstung für den Luftballon. Denn man glaube nur ja nicht, daß man ohne zweckdienliche Ausrüstung träumen kann: auch der Traum braucht seinen

Katapult-Starter – eine Opiumpfeife, eine Haarlocke, einen Perlmutterknopf. Andererseits träumt man mit leeren Taschen am sehnlichsten, aber etwas hat man doch mindestens darin: die Hand oder die Faust, je nachdem.

Die kürzlich vorgenommene Taschenrazzia bei einem Jüngling ergab: einen Frosch, Bindfaden, einen Nagel und ein Bild von Annele. Aus diesem Chaos kann jederzeit eine Welt erstehen. Lächelt das Bild, so hüpfet der Frosch. Blickt es finster, so könnten Bindfaden und Nagel einen auf Gedanken bringen.

Der Pedant mit der Lebensangst aber will gegen alle Gefahren komplett gesichert sein. Er trägt ständig die ganze Urwaldausrüstung des Lebens; sein Tascheninhalt ist ein einziger, ungeheuer angeschwollener Konjunktiv: Es könnte ... es könnte regnen, also Aspirin; ich könnte mich in den Finger schneiden, also Heftpflaster; ich könnte mich langweilen, also ein Bändchen Schopenhauer oder Edgar Wallace; es könnte ... also eine Versicherungspolice, es könnte ... also ein Taschenmesser mit siebzehn Klingen, Nagelschere, Zahnstocher und Ohröffel, es könnte, es könnte ... Armer Mensch! der Zufall kommt mit seinem »Hände hoch!« und sackelt ihn kaltlächelnd aus. Denn den Zufall hat noch keiner in die Tasche gesteckt.

Ob heute oder Anno Biedermeier, der eiserne Bestand der Männertasche ist der gleiche geblieben: es ist die mystische Fünzfzahl von Uhr, Feuerzeug, Schlüssel, Messer und Geld. Alle tun sie die hohe Würde des Menschen kund. Seitdem Prometheus mit der Fackel den Olymp heruntergestürzt kam, hat der Mann stets Feuer bei sich. Das Geld ist die Macht. Und der Held erobert sie mit der Klinge. Die Uhr ist die Sonne; Pedanten sind im Grunde Sonnenanbeter. Und das Amt der Schlüssel ist, den Himmel aufzuschließen.

Und so, Hände in den Hosentaschen, steht der König Mensch ungewungen da. Er hat die Welt in der Tasche.

Man drückt auf den Knopf

Viele behaupten, der repräsentative Vorgang unserer Zeit sei die Explosion. Bedenkt man die Milliarden von Gasexplosionen, welche in jeder Sekunde Autos und Schiffe zum Fahren bringen, Aeroplane zum Fliegen und die Waffen zum Schießen, so leuchtet allerdings ein, daß wir von irgendeinem gewaltigen *Bum!* bewegt werden. Der Gedanke der Explosion scheint Leben und Sprache zu beherrschen. Der höchste Seelenzustand des Neumenschen, nämlich das Vorhalten des Revolvers, stellt ja doch eine Explosion in Aussicht; eine erotische Frau wird die »Sexbombe Nr. I« genannt, daß die Erde in 150 Jahren 13 Milliarden nicht ganz satte Menschen beherbergen wird, nennt man eine »Menschenexplosion«, und unsere Astronomen endlich stellen sich das Universum als eine Explosion vor, deren Sterne seit Abermillionen Jahren voreinander fortstürzen. (Sie sind gewissermaßen in Scheidung begriffen.) Doch alle diese Explosionen bedeuten ja Wirkungen, deren Ursache meist ein auslösender Druck auf den Knopf ist.

Damit erkennen wir das andere Leitsymbol unserer Zeit: den Knopf, auf den man drückt, damit das Licht aufflammt, der Zimmerkellner erscheint oder der Lift uns abholen kommt. Er hat etwas Märchenhaftes wie »Tischlein deck dich«, nämlich jenes *minimum d'effort* und *maximum d'effet*, wie es allem Zaubern zukommt. Wenn ich auf »III. Stock« drücke und die ganze Maschinerie sich dorthin in Bewegung setzt, so ist mir jedesmal, als ob ich einen Dinosaurier gezähmt hätte. Nur daß man zum Zaubern magisch legitimiert sein muß, während der gewisse Knopf *jeden* einlädt und also eine demütigende Gleichmacherei betätigt: ob ein Sokrates oder ein Kretin drückt, ist ihm, dem Zyniker, gleichgültig. Dennoch bewirkt er eine Zweiteilung der Menschheit: in Monteure und in solche, die nur noch auf den Knopf drücken.

Kennt man die Konstruktion des Knopfes, so wird er langweilig, denn er wiederholt sich, weil sein Leben Repetition ist; wie ein Schwamm saugt er alle Langeweile der Welt in sich ein und befreit mich dadurch von ihr. Und von der Langeweile geht er – wie jedes Klingeln – unvermittelt in die Sensation über. Aufgabe des Knopfes ist, jeglichen Widerstand abzuschaffen: er ist hemmungslos, für ihn gibt's keine Probleme! Daß er mir allen Widerstand erspart, ist sein Segen, aber auch sein Fluch, denn der Mensch verkommt ja ohne Widerstand. Wieviel physikalische und chemische Ideen, wieviel lebensvolle Niederlagen und Siege haben dazu gehört, um den heutigen Photoapparat zu schaffen ...! Aber das liegt hinter uns; wir drücken beim Photographieren bloß noch auf den Knopf. Dieser ist ein Sieg, dessen Ausnützung bereits eine Niederlage bedeutet.

Hinter dem Knopf steht die vollkommene, nämlich die automatgewordene Maschine. Der große Denker Theodor Haecker hat den Unterschied zwischen Werkzeug und Maschine so definiert: das Werkzeug will immer mehr Hand werden, die Maschine aber immer mehr Automat. Dieser sucht sich golemhaft vom Menschen zu emanzipieren. Der Knopf, auf den man drückt, ist der liebedienersich vorgeschickte Gesandte von etwas, das eifersüchtig es selbst bleiben will. Der Knopf bedeutet scheinbar die äußerste Versklavung der Maschine, doch in Wirklichkeit deren Emanzipation. Und ebenso ist der Mensch, der auf den Knopf drückt, scheinbar Despot, in Wirklichkeit aber ein Knecht, auf den der Knopf schon durch seine bloße Existenz drückt. Die ganze Menschheit kniet nieder, aber nur um Eisenbahn zu spielen.

Der Knopf, auf den man drückt, ist ein Ideal unserer Zeit. Er, dem im Hunger das Automatenbuffet und in der Liebe das Callgirl entspricht, ist das Sinnbild von Komfort und Despotie. Und wie der Despot zu zittern anfängt, wenn die Dienerschaft nicht mehr mitmacht, so sind auch

wir bestürzt, wenn man auf den Knopf drückt, aber nichts geschieht. Denn wie die Freiheit des Arbeiters im Streiken, besteht die der Maschine im Kaputtgehen. Furchtbar aber wird der Knopf, wenn er, wie bei Maschinengewehr oder Fliegerbombe, aufs Komfortabelste den Tod bringt. Schlächter und Opfer wissen voneinander nichts und sind lediglich durch ihn miteinander verbunden. Bei Hinrichtungen auf dem elektrischen Stuhl stehen sechs Beamte mit der Hand an sechs gleichartigen Hebeln (dieser Vorform des Knopfes), von denen aber nur *ein* Hebel der todbringende ist – doch welcher, das weiß niemand. Auf Kommando drücken dann alle sechs ihre Hebel nieder ... Hier dient also der Knopf sogar dem seelischen Komfort. Ich sag' es, er ist ein Zyniker und begünstigt auch hier die Anonymität.

Der Knopf, dieser Kulminationspunkt des Automaten, bewirkt durch seine Häufigkeit, daß auch der Mensch immer heftiger *nicht*, oder umgekehrt *gerade* Automat sein will. »Bei dir ist wohl der Groschen noch nicht gefallen?« fragt man einen, der langsam von Begriff ist. Eine geistige Angst schuf die Gruselgestalt des Elektronen-Roboters mit seinem Kadavergehorsam. Doch bei Nachprüfung der Nazigreuel wollte jeder bloß blinder Befehlsausführer, also Knopf, auf den man drückt, gewesen sein. Wir sind nun einmal für Pflichterfüllung; das ist der kategorische Imperativ, Juden zu vergasen. – Das Körperliche liebt, das Geistige haßt die Automatisierung. Wenn man, einen Brief gespannt lesend, seine Treppen hinaufsteigt, merkt man die Anstrengung nicht: man hat den Körper unbewußt automatisiert. Wenn man in Gedanken ein längstbekanntes Gebet spricht, und nun die Aufmerksamkeit scharf abgelenkt wird, kann es geschehen, daß dieses Gebet wie ein Fluß unterirdisch fortfließt und dann, eine Strecke weiter, wieder ans Licht des Bewußtseins tritt: ein Stück Seele hat sich automatisiert. Vom Hotelzimmer aus darf man noch klingeln, doch wenn man im Restaurant

die Aufmerksamkeit des Kellners durch Ans-Glas-Klopfen erregen will, kommt er erst recht nicht und fühlt sich gekränkt: er will nicht Automat sein.

So erhebt sich als wichtige Frage unserer Kultur: Wann soll man auf den Knopf drücken und wann nicht? Wann befreit und wann knechtet er? Es gibt eine These: Alles Unheil in der Welt kommt daher, daß entweder das Mittel zum Zweck gemacht wird, oder der Zweck zum Mittel. Nun ist auf den Knopf Drücken klärlich der Inbegriff eines Mittels. Wird es zu einem Zweck – oder auch z. B. »Technik«, »Betrieb«, »Disziplin«, »Geld« – dann rückt das alles in die Sphäre des *Spiels*, denn zu dessen Wesen gehört ja, Selbstzweck geworden zu sein. Doch bei Dingen, wo es um unser Schicksal geht, wird das dann zu einem grausamen Spiel. Zum Spaß auf die Knöpfe Drücken, bloß um des Funktionierens willen, ist darum ein beliebtes Possenmotiv. Das Unterscheiden wird aber oft schwierig, weil unsere Zivilisation soviel geistig-mechanisch gemischte Dinge enthält: schon beim Schreiben z. B. benutzt man die Schreibmaschine, welche doch wahrlich aus Knöpfen, auf die man drückt, besteht. Diese, eine sehr praktische Schreibhilfe, ist dagegen für *künstlerisches* Schreiben unbrauchbar, weil sie durch ihre druckartigen Lettern eine falsche Finalität vortäuscht, während künstlerisches Schreiben doch gerade im Korrigieren besteht. (Handschrift verhält sich zu Druck wie das Tonmodell zum Bronzeuß.) »Das ist nicht geschrieben, das ist getippt«, könnte man von manch einem Druckerzeugnis sagen. Hier hat das Mittel den Zweck, nämlich das Wort, gelähmt, und der Druck auf den Knopf ist ein Druck auf den Kopf geworden. Jede Organisation tendiert dahin, Maschine zu werden, und diese wiederum zu jenem Knopf, auf den man drückt: Bequemlichkeit und Despotie liegen, wie gesagt, nah beieinander.

Das merkwürdige ist ja, daß der Automat geistig schon durch seine Existenz auf uns Zauberlehrlinge zurückwirkt:

er greift immer mehr über, wodurch der Knopfdrücker verdummt und auf seinesgleichen Bomben abzuwerfen beginnt. Nachher tut's ihm leid; der Mann, der über Hiroshima auf den Knopf gedrückt hat, soll melancholisch geworden sein. Und heute sind die Vorkehrungen so weit gediehen, daß ich neulich die Überschrift »Die Erde endlich unter einem *Druckknopf*« gelesen habe. Das ist sicher getippt worden, denn ein »Druckknopf« ist ja ein elastischer Kleidungsknopf, weiter nichts. Aber man weiß, was er gemeint hat: daß man nur noch auf einen Knopf zu drücken braucht, um in Ost und West die ganze Maschinerie der Höllenraketen in Bewegung zu setzen. Denn das muß schnell geschehen, in ein paar Minuten, und darum zittern wir vor dem Gedanken, daß *irgend jemand* übereilt oder irrtümlich auf diesen Knopf aller Knöpfe drücken könnte ... Ein dreijähriges Kind, ein aufgeregter Oberst kann darauf tüpfeln – und schon verröcheln zwei Erdteile in Blut und Asche. Hier haben, wie sagt man doch, »stille, versonnene Gelehrte« Tod gespeichert, alle Friedhöfe der Erde in eine Kapsel gebracht, und sich dabei in Genf, trotz fast identischer Abrüstungsvorschläge, dennoch nicht einigen können. Sie können dabei vorzüglich schlafen und blicken auch ohne Zögern in den Spiegel. Schlimmer noch als die Atombombe ist, daß man zu ihrer Explosion bloß auf einen Knopf zu drücken braucht. Und so wächst der bequeme, der gemütliche, der bescheidene Knopf, auf den man drückt, zu einem unheimlichen Sinnbild der Macht, aber auch der Ohnmacht des Menschen.

Die vier Wände

Sollte man mich einst fragen: »Wie hast du dein Leben verbracht?«, so kann ich mit gutem Gewissen antworten: »In möblierten Zimmern.« Bitte sehr, wenn Nietzsche, Else Lasker-Schüler, Musil und viele andere zeitlebens in möblierten Zimmern gewohnt haben, so kann doch meine Geringfügigkeit wenigstens das mit ihnen gemeinsam haben. Sei froh, Mensch, daß du nicht einen von vier Zimmerwinkeln bewohnst, wie so manche in Rußland. Daher kommt es, daß der Einzimmer-Mensch ein besonderes Gefühl für seine vier Wände gewinnt, welches sich auf den Zimmerkubus konzentriert wie der biologische Kern auf seine Zelle. Doch bei jungen Studenten, erstmals der elterlichen Wohnung entschlüpft, erweist sich's manchmal, daß sie ihr Zimmer noch nicht beleben können: die beginnen es dann zu fliehen und nennen das »Budenangst«. Diesem Gefühl hat Berthold Viertel in einem großen Gedicht von vier Zeilen Ausdruck gegeben:

Wenn der Tag zu Ende gebrannt ist,
Ist es schwer, nach Hause zu gehn,
Wo viermal die starre Wand ist
Und die leeren Stühle stehn.

Hier wird das Zimmer zu einem Schicksal, einer vierfachen Drohung, und die Stühle zu Gespenstern. Wie schrecklich, wenn der Mensch in seinem Zimmer nicht mehr zu Hause ist! Meistens aber liebt der heutige Einzimmer-Mensch, zumal wenn er eine Displaced Person ist, seine vier Wände über alles, denn man bedenke, was sie ihm alles ersetzen: verlorene Heimat, verlorene Familie, und manch anderes Verlorene noch ... es ist doch sein Schneckenhaus! Darum offenbart solch ein Zimmer seinen Einwohner weit mehr noch als etwa die Handschrift ihren Schreiber. Manche Zimmer freilich bleiben leblos,

ob einer auch Jahrzehnte drin gewohnt hat, aber dafür können sie nichts. Ich erinnere mich eines grandios-gemütlichen Barockschlosses in Böhmen; eines der Zimmer gehörte einer Angestellten der Gutsverwaltung – die war aus Wien und hatte sich den Raum nach ihrem Ideal eingerichtet: ›fein‹ und völlig geschmacklos, so daß einem schon durch die offene Tür trostlos zumute wurde. Als Karl Kraus einen Blick in dieses Zimmer warf, sagte er bloß: »*Fünf Minuten von der Oper*« – das war nämlich die ständige Empfehlung in den Wiener Zeitungsinserten für ›bessere‹ Zimmer.

So ein richtiges Möbliertes ist ja zugleich Schlafzimmer, Wohnzimmer, Bibliothek, und bei Schriftstellern auch noch Arbeitszimmer. Nun haben ja Arbeitszimmer stets etwas Gemütliches. So habe ich Försterzimmer mit Geweihen, Schreibtisch, Gewehrschrank, Wachstuchsofa und einem Geruch nach Tabak und Hunden stets anheimelnd gefunden, ebenso Pastoren-Studierstuben, vor allem aber Bibliothekszimmer, denn dort weiten sich die Buchrücken-Wände zur Welt des Geistes. (Ein Raum wirkt um so größer, je mehr sich in ihm befindet; leere Zimmer scheinen stets kleiner als sie sind. Buchrücken bis an den Plafond lassen eine mittelgroße Wand ins Riesige wachsen.)

Was aber jedes Zimmer heimelig macht, ist ein Kamin: er gehört zu einer Wohnung wie Wasser zu einer Landschaft. Seine Flamme steht mit der Himmelsluft in Verbindung, er ist das brennende Herz eines Heimes, wie Chesterton sagt. Als ich einst in Berlin eine durchreisende englische Familie besuchte, fand ich alle um einen Kachelofen sitzen, dessen Tür sie offengelassen hatten, damit man in die Flammen sehen konnte: so selbstverständlich war es ihnen, daß man sich nur vor dem Feuer unterhalten kann. Dessen hüpfende Elementargeister müssen dabei sein, wie einst, als man im Flackerschein Wildpferde an die Höhlenwand malte. Der Römer kämpfte pro aris et focis: hier

war Herdfeuer mehr als etwas, das wärmte und nährte. Darum brachte die römische Braut bei der Hochzeit eine Schaufel glühender Kohlen vom Elternhaus mit: etwas, ein Bestimmtes, sollte hier weiterbrennen. Das römische Haus war ja Kirche, Herd und Nest in einem. Jenes Leben war mit solcher Intensität ins Öffentliche und ins Private, in Forum und Heim, polarisiert, wie wir es uns kaum vorstellen können. Der Mann, der ständig abends ausgeht, kränkt mehr als die Gattin, er beleidigt das Heim. Herd- und Kaminfeuer stehen also für eine Idee und vergeistigen ein Zimmer.

Diese Welt der vier Wände fühlen besonders die darin aufwachsenden Kinder; sie empfinden am meisten das Nestsein, das Heimeligsein einer Wohnung, wiewohl doch gerade sie sich vor deren dunklen Zimmern fürchten, die sie mit allerhand Schreckgestalten und Bubbelmännern bevölkern. Solche Wohnungen der Kindheit hatten Stellen, z. B. beim Klavier, wo man besonders froh war, aber auch ihre Schmollwinkel. Karl Kraus bewohnte als Knabe ein gemeinsames Zimmer mit seinen Brüdern. Doch er hatte sein Bett und seine Zimmerecke mit einem Kreidestrich auf dem Fußboden vom übrigen Zimmer abgetrennt. Niemand durfte über diesen Kreidestrich hinübertreten – sonst bekam er es mit Karl Kraus zu tun!

Frauen und Katzen haben eine innigere Beziehung zum Heim als der Mann und der Hund. (Katzen bleiben ja mehr der Wohnung als den Bewohnern treu. Katzen laufen bloß quer über die Straße; Hunde laufen die Straße entlang, sie entfernen sich.) Die Frau schon deshalb, weil sie mehr und unmittelbar der Prokreation dient, und also jenem Aspekte des Heimes, welcher ›Nest‹ bedeutet, am innigsten verbunden bleibt. Das Mädchen sehnt sich aus der Wohnung in die Welt, bis es sich selber eine Wohnung zur Welt macht. Erschütternd ist die Klage des Heilandes um ein Heim: »Die Füchse haben Gruben, und die

Vögel unter dem Himmel haben Nester; aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hin lege.« Nietzsche aber, einer jener großen ›möblierten Herren‹ der Geistesgeschichte, sagt in einem Gedicht:

Die Krähen schrei'n
Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt.
Bald wird es schnei'n.
Weh dem, der jetzt nicht Heimat hat.

Das Gedicht ist darum so traurig, weil man fühlt, daß dieser auch geistig heimatlos geworden ist ...

Die Zimmer der Kindheit sind unendlich groß – sie waren aber auch damals, vor sechzig Jahren, viel größer, als sie's heute zu sein pflegen. (Das kann man schon von der Straße sehen: so ein altes Wohnhaus hat fünf Etagen, das neue daneben sechs – aber dennoch sind beide gleich hoch!) Ja, im Laufe des Lebens rücken die vier Wände langsam zusammen, sie kommen beängstigend auf uns zu ... Und man lernte als Kind immer wieder neue Einzelheiten an diesen Zimmern kennen. Wie war man geblendet, wenn man zu Weihnachten aus dem dunklen Zimmer vor den Lichterbaum trat. Wie geheimnisvoll wurden die Räume, wenn sie zur blauen Stunde in Dämmerung versanken, so daß man nur noch flüsterte. Und wie traulich wurden sie dann im goldenen Schein der Petroleumlampe, wobei es unter den Tischen und Stühlen immer noch dunkel blieb. Wie es Tag- und Nachtmenschen gibt, so gibt es auch Tag- und Nachtzimmer: solche, die in der Sonne, und solche, die erst bei Lampen- oder gar Kerzenlicht ihren besten Zustand erreichen. Es gibt ja auch unter den Zimmern Lieblinge, und andere, in denen es vielleicht sogar spukt.

Wie romantisch, wie phantasiehaltig war jenes halbrunde, waschblaue Zimmer mit dem Marmorkamin, dessen Glastür zum Park rote, blaue und gelbe Scheiben hatte,

durch die ich nacheinander guckte: bald war es eine zornrote Blutwelt, bald eine blaue Märchenwelt, und bald eine gelbe Sonnenwelt, selbst wenn es draußen regnete – man wechselte blitzschnell die Weltanschauungen. Und dabei haben ja doch alle Zimmer ihren eigenen Duft, z. B. nach Holz und Möbelbezügen, oder nach Terpentin und Rosen, oder unten, in den Kellern, nach Stein und saurer Milch. Aber am schönsten war der Duft in dem Abstell- und Gerümpel-Raum hinter dem Kaminzimmer, welcher auf Estnisch ›die Kúmmitarre‹ hieß. In der Kúmmitarre gab es einen Tropenhelm und -anzug von jemand, der ›nicht gut getan hatte‹, dann die aufrecht stehende Dreimasteruniform eines Admirals, der die Weltumsegelung zur Zeit Alexanders I. mitgemacht hatte; es gab dort alte Fernrohre, Degen, Spinnräder, Puppentheater, Duellpistolen, Ölgemälde, Reifröcke und was noch alles, und dazu ein wunderbares Parfüm der Vergangenheit. Der Reiz einstiger Gegenwart, die wie jede Gegenwart ewig schien, und nun doch eingegangen ist in die Ewigkeit des Verstorbenen. So ein Haus ist wie ein großes Schiff, wo es auch die verschiedensten Kajüten, Salons, Maschinenräume und Vorratskammern gibt – aber es steuert nicht durch den Raum, sondern durch die Wellenberge der Zeiten. Manchmal können die Zimmer stärker als die Menschen sein: in einer Komödie von Ostrowski haben Parvenüs eine so riesige Wohnung bezogen, daß sie sich in ihr verirren und einander wie die im Walde Zerstreuten immer wieder von ferne »A-uu« zurufen, um nur wieder zusammenzufinden. Aber das ist noch nichts; ich war einmal in einem Schloß, das hatte dreihundert Zimmer, und in einem davon hat eine Zigeunerin sechs Wochen gelebt, ohne daß jemand es merkte. Der Besitzer des Schlosses, Graf K., wohnt heute möbliert in Prag. Unsere Zeit hat eine besondere Beziehung zur Wohnung, denn noch nie in der Geschichte sind den Menschen so-

viel Häuser über ihrem Kopf zerstört und verbrannt worden. Wir haben unsere Wohnungen zusammenbrechen sehen. Der Gegensatz zur Wohnung war einst der Eisenbahnwaggon, heute aber ist es das Flugzeug. Wohnung und Flugzeug stehen in einem Hassesverhältnis, denn dieses ist es, welches mit seinen Bomben unsere Heimat zerstört hat. Und doch hat die Wohnung noch einen anderen, größeren Feind: nämlich die Liebe. Die Liebe zwischen Mann und Weib, die doch Wohnungen gründet, ist dazu verurteilt, sie auch unerreichbar werden zu lassen. Denn hier möchte ich eine kleine Feststellung machen: die Erdoberfläche bleibt gleich groß, der Mensch aber, das Lebewesen mit Vernunft, vermehrt sich auf ihr unaufhaltsam. Und zwar in geometrischer Progression, d.h. die jährliche Menschenzunahme nimmt unaufhörlich selber zu. Die Wohnungsnot fing mit Ende des ersten Weltkrieges an und hat *bis heute* nicht aufgehört! Selbst in der Schweiz, die doch von Bomben verschont geblieben war. Das ist, man verzeihe das gräßliche Wort, jene *Sexbombe*, welche die Wohnungen weit wirksamer durch Menschenvermehrung verschwinden macht. Die Häuserzahl vermag der Menschenzahl nicht mehr nachzukommen, obwohl die vier Wände immer beengender aufeinander zukommen und es alles Puppenheime geworden sind. Wir Knaben sind in unserer Wohnung noch eifrig Rad gefahren, im Sommer aber in die einstöckigen livländischen Guts Häuser glatt hineingeritten. Dieses Wettrennen zwischen Menschenzahl und Häuserzahl nimmt in seinem Tempo immer mehr zu – und der Ausgang ist keineswegs gewiß. In Bombay und Kalkutta schlafen Hunderttausende nachts auf den Trottoirs, so daß man über sie stolpert. Das ist, was amerikanische Gelehrte die kommende ›Menschenexplosion‹ nennen, welche darum gefährlicher als die Explosion der Atombombe ist, weil man diese immerhin abwenden könnte ... Vielleicht wird es einmal nur für kinderlose Ehepaare Familienunterstützung geben.

Man sollte seine vier Wände nicht extra einrichten, sondern das muß von selbst kommen. So weiß ich selber nicht, wie ich mein Zimmer eingerichtet habe, doch Besucher versichern mir unaufgefordert, daß man »dieses Zimmer nicht mehr vergessen könne«. Das scheint ähnlich wie mit dem Stil beim Schreiben zu sein: man hat sich den Teufel um ihn gekümmert, sondern nur darum, das Vorschwebende genau auszudrücken – und auf einmal hört man von einem eigenen, unverkennbaren Stil, den man habe.

Die Schmalseite meines Zimmers ist ein riesiges, viergeteiltes Fenster auf den Garten hinaus, an das von außen die Maikäfer bumsen, von innen aber die dicken blauschwarzen Fliegen. In der Mitte ist mein Zimmer halbunterteilt durch einen steinernen Bogen mit je einer braunen Holzsäule an der Wand. Diese Säulen haben als Kapitälchen etwas Merkwürdiges: ein Arrangement, das plötzlich wie der Kopf eines nikolaitischen Unteroffiziers von 1830 aussieht: mit aufgewirbelten Schnurrbartenden bis an die Ohren und einem unverschämten Feixen. Ebenso zeigt mein türkischer Betteppich eine Serie von Idiotenköpfen: wie man sie als Porträts in ägyptisch-hellenistischen Gräbern findet, aber wunderbar ins Dämmliche verzerrt.

Der Eintretende in mein Zimmer glaubt im ersten Augenblick, daß hier ein armes Hascherl von Büchern belagert wird: auf dem Tisch und an allen Wänden stehen sie, meist sogar doppelt hintereinander. Was soll man machen? Ich bin nun einmal eine Displaced Person, und Bücher sind meine Freunde. Dafür sieht mein Zimmer verzaubert aus, wenn die Nachmittagssonne in vollem Goldstrahl auf die Bücher trifft: die Rücken leuchten in irgendeinem überirdischen Lichte auf – eine Parallele zu Trakls »Und friedlich reifen die Äpfel in sonniger Kammer«.

Die andere Wand meines Zimmers steht, mir Schreibendem vor Augen, voller Bilder. Vor allem ist da eine heiße

Sonnenlandschaft meines Abgottes Cézanne: ein halbzerfallenes Steinhaus inmitten von Bäumen, Büschen und Grasflächen ... (Natürlich eine Reproduktion; wäre es ein Original des *peintre le plus peintre*, so würde ich mir dafür sofort ein möbliertes Schloß kaufen.) Das kostbarste Stück der anderen Wandhälfte ist eine lebensgroße Photographie des Christuskopfes vom Sindone in Turin (das in Wirklichkeit nicht das Grablegetuch, sondern das Kreuzabnahme-Tuch ist). Ein Antlitz, das eben noch »Es ist vollbracht« gesprochen hat; eine Einheit von jüdischem Prophet und griechischem Zeus. Dann, darunter, das Marmorhaupt Julius Caesars vom Campo Santo in Pisa: wohl die genialste Darstellung von »Genie« in menschlichen Zügen. Nach diesem Photo habe ich lange Jagd gemacht, bis ich es endlich bei Alinari in Rom fand. Daneben, auf Goldgrund, das Bild der Muttergottes von Kasan. Dann ein Dreimaster in voller Fahrt bei Hinterwind, daß es am Bug nur so spritzt: eine »Players«-Reklame, wo ich den Namen, der übers Wasser gedruckt war, mit Kunst und Farbstift wieder zu Wasser gemacht habe. (Eigentlich wollte ich »Players« auf dem Ozean lassen: das hätte an den herrlichen Buchtitel »Meyers Oberitalienische Seen« erinnert.) Dann: ein blauschimmernder Riesenschmetterling unter Glas; dann ein Photo von Karl Kraus, vergrößert aus einem Filmstückchen, das mir ein Freund aus Mexiko-City geschickt hatte. Dann: die berühmte »Welle« von Hokusai, welche ich für eines der großen Bilder der Weltmalerei halte: wie hier das Geometrische und das Stürmisch-Zufällige des Wassers zur Einheit gezwungen ist; der arme Mensch, der sich vor der wutschäumenden Riesentatze dieser Welle duckt, und hinten, hinter dem Unmaß von Bewegung, der unerschütterliche Schneekegel des heiligen Berges Fujiyama – das einzig Ruhige in dem Bilde. Ich kenne diesen Farbenholzschnitt seit meiner Jugendzeit, und doch ist er bei jedem Blicke neu und

überraschend. Dann hängen da natürlich die beiden Porträts von Puschkin und Gogol und endlich mein kostbares Stück: ein Original, ein himmlisches Blumenquarell, gemalt vom Bruder des letzten Kaisers von China ... Auch dieses Bild kann man immer wieder ansehen.

Doch ich fürchte, ich werde schwatzhaft wie ein Museumsführer. Trotzdem muß ich noch schnell etwas von meiner Bibliothek sagen: die birgt nämlich Herrlichkeiten und ist zugleich eine Oublette – es sind da Bücher, die sie unter keinen Umständen herausgibt, auch wenn ich wochenlang suche. Es gibt Bücher in ihr, die *da* sind und doch nicht *da* sind, wie die Sauce in Gogols Revisor. Z. B. besitze ich den Schreibmaschinen-Text des von Karl Kraus revidierten »Blaubart«-Librettos, dann ein köstliches Karikaturenbuch von Max Beerbohm, darunter eine ganz besondere, wo Oskar Wilde auf Lord Alfred Douglas einredet – doch es geht mit diesen Büchern wie mit vergessenen Namen im Gedächtnis: man weiß, man hat sie irgendwo im Gehirn unbeschädigt liegen, aber sie lassen sich nicht herausziehen. So ist meine Bibliothek vom Zauber des Geheimnisvollen umwittert, aber noch geheimnisvoller ist es, wie ich zu manchen ihrer Schätze gekommen bin. Wer hätte z. B. den russischen Petersburger Hofkalender von 1837 (dem Todesjahr Puschkins) in einem Zürcher Bücherhaufen vermutet? Und gerade ich Puschkin-Verehrer muß darauf stoßen. Oder die vierbändige *Pariser* Jean-Paul-Ausgabe in deutscher Sprache aus dem Jahre 1836. Oder die Bertuchsche Don-Quichotte-Übersetzung aus dem Jahre 1777, die ich für die beste halte. Oder die 12bändige Nestroy-Ausgabe von 1890. Oder meine wunderbaren Petersburger Erstausgaben von »Boris Godunow« und »Eugen Onegin«. Und die prachtvollen Beachcomber-Bücher, die ich in London in einem Keller-Antiquariat am Strand herausgebuddelt habe, das von einem weißhaarigen Exil-Polen verwaltet wird, mit dem ich

zur Übung immer russisch spreche. O, es ist eine Bibliothek, wie sie noch nicht da war, und auch nicht mehr sein wird.

Aber dieses Zimmer, diese Muschel, in die ich Einsiedlerkrebse mit meinem verletzlichen Teil flüchte, birgt nicht nur Bücher, sondern erzeugt auch welche! Es geht doch in ihm allerhand vor, ich hab' doch in ihm zwölf Bücher geschrieben, und es hat zugeguckt ... Ein glückliches Zimmer, aber einmal im Jahr erlebt es ein Unglück, denn es wird in ihm drei Tage lang Ordnung gemacht. In der Petersburger Universität mußte man viel »Schlange-Stehen«, und es gab zwei Arten von Schlangen: *registrierte* mit aufgerufenen Nummern wie beim Pariser Autobus, und dann »*lebendige*« Schlangen, aus denen man nicht Weggehen durfte. Nun, die Ordnung meines Zimmers ist eine »*lebendige*« Ordnung; es hat fünftausend Gegenstände wie eine Drogerie, und ich habe sie alle im Kopf. Darum brauche ich, nach der jährlichen Katastrophe des Ordnungmachens, etwa einen Monat, um aus der registrierten Ordnung die lebendige Ordnung wiederherzustellen. Ich meine, das muß man auf sich nehmen, so wie die Japaner auch ihre Erdbeben auf sich nehmen.

Ich lebe mit meinem Zimmer in einer Art Symbiose, was aber wird aus ihm werden, wenn ich einmal nicht mehr bin? Es wird ebenfalls verschwinden: die Bücher, die Bilder, die tausend Dinge werden aus ihm hinausgetragen werden, und dann gibt es ein gewaltiges Ausputzen, eine Orgie des Gründlichmachens von drei Tagen. Aber dann wird es, wie Zimmer nun mal sind, dennoch weiterleben – doch es wird genau so geworden sein wie alle anderen ... Auch Totenköpfe sehen ja einander gleich. Aber vielleicht wird es ganz innerlich, so in der Gegend des Heizkörpers, um mich trauern, mein Zimmer.

Nur ein Viertelstündchen!

Das Einschlafen, auch Einnicken, Einduseln usw. genannt, gehört zu den merkwürdigsten Fähigkeiten des Menschen. Man stelle sich vor, daß ein ausgewachsener Industriekapitän, Chauffeur oder Betriebschemiker, der soeben noch die verzwicktesten Kombinationen von Zweimal-zwei-ist-vier gelöst hat, sich plötzlich auf die Seite legt, aufseufzt, um zusehends den Aspekt eines schnarchenden Sackes Kartoffeln zu gewinnen – man stelle sich das vor, und man wird zugeben, daß hiermit die phantastischsten Stellen eines Mondromans überboten sind. Es wäre anzunehmen, daß hier ein offener Fall von *force majeure* vorliegt, wüßte man nicht, daß eben dieser Industriekapitän, Chauffeur usw. die Metamorphose nicht nur widerspruchslos über sich ergehen läßt, sondern oftmals geradezu herbeizwingt, und zwar durch Reiben der Augen, Lektüre von Tatsachenberichten, Zählen von Schäfchen oder Schlucken von garantiert unschädlichen Tabletten. Und das Erstaunlichste ist, daß sie, die doch in wachem Zustande Wert darauf legen, sich durch Gehaltsklasse, Rang, Ruhm, Persönlichkeit oder Bartwuchs von ihren Mitmenschen abzuheben, daß sie also plötzlich danach gieren, alle in denselben Sack Kartoffeln verwandelt zu werden, der die Devise »Mann ist Mann« auf vorbildliche Weise erfüllt. Das alles wäre bereits seltsam genug. Kaum glaublich ist jedoch die Tatsache, daß dieser Sack eben damit Fähigkeiten gewinnt, die über jene des Industriekapitäns, Chauffeurs oder Betriebschemikers weit hinausgehen: er, der Sack, beginnt zu träumen, mehr noch, wird zu einer Antenne des Übernatürlichen, hört Prophetien, wird von Verstorbenen besucht und erblickt Lotterienummern, die zuweilen wirklich als Treffer herauskommen. – Finde sich darin zurecht, wer kann.

Nun wäre das alles recht schön, wenn es nicht einen Haken hätte: daß man nämlich oft dann einschlafen soll, wenn man es nicht kann, und infolgedessen dann muß, wenn man es nicht soll. Denn das Unglück will, daß die meisten öffentlichen Gelegenheiten einen um so mehr zum Schlaf einladen, je weniger sie ihn gestatten: Predigt, Theater, Büro, Gerichtssaal, Parlament – alles ebensoviel herrliche Schlafchancen, überredend wie Ammenmärchen mit rauschendem Geplätscher – und nun der flammende Erzengel vor dem Kartoffelkeller des Unbewußten: du darfst nicht! Man kann sich da die größten Unannehmlichkeiten zuziehen. Der Predigtschlummer könnte immerhin noch durch tiefe Andacht camouffiert werden, doch ein Kohlenbergmann roch dabei einst den Weihrauch in der Nase, träumte, es sei die brennende Lunte der Gesteinssprengung, und fuhr mit dem beruflich pflichtgemäßen Schrei »Es brennt!« in die Höhe – worauf bei der Panik mehrere Menschen zerquetscht wurden und er in Gewahrsam kam. Auch kannte ich einen geistvollen Mann, der bei Bühnenstücken einzuschlafen pflegte, weshalb er nur selten ins Theater ging. Einmal aber ging er doch, weil ihn der Autor sehr gebeten hatte, und als ich den Zuschauerraum betrat, bot sich folgendes Bild: Von der Logenbrüstung hingen kraftlos zwei Arme und ein eingeschlafener Kopf herab, unten im Parterre dagegen herrschte Aufregung, weil ein fallender Operngucker einen dicken Herrn auf die Glatze getroffen hatte. Besonders aufreizend aber wirkt ein Nickerchen im Parlament. Einem englischen Premierminister widerfuhr es, daß das soeben redende Oppositionsmitglied ausrief: »– Selbst jetzt, in diesen Gefahren, ist der edle Lord eingeschlafen!« – »Ich wünschte, ich wäre es –«, gab der Premier schläfrig zur Antwort.

Ganz furchtbar jedoch ist das Schlafen im Büro, denn abgesehen von dem Schaden für die Volkswirtschaft, wird man hier doch gerade dafür bezahlt, daß man *nicht* schläft

– und nun klappert das Blei in den Augendeckeln, vor dem Meer von Schläfrigkeit wird der brechende Bewußtseinsdamm immer wieder notdürftig zugestopft, und endlich sinkt der Oberkörper in kleinen Rucken, wie ein Sekundenzeiger von 12 bis 6, bis der Schnabel auf den Tisch pickt, so daß man wieder hochfährt und das Spiel von neuem anhebt ... eine chinesische Marter. Oh, ich kenne das, ich bin selber in einem Büro gewesen. Dort war einer einmal eingeschlafen, das Kinn klebte fest auf der Konstruktionszeichnung, und eh wir ihn wecken konnten, ging die Tür auf und der Chef mit noch einem großen Tier herein – aber leise, wie Chefs meistens gehen: offenbar wollte er dem großen Tier die Vorzüglichkeit seines Büros demonstrieren. Das Zimmer stand voll Schlaf und atemloser Spannung. Jetzt war er bis zum Schläfer gekommen (gerade ihn hatte er was zu fragen), jetzt faßte er ihn am Arm ... welch ein Erwachen, Plieräugigkeit plus Entsetzen, und nun noch exakte Antworten geben! ... Taktvoll verließen die beiden Großen den Raum. Stille. Endlich aus dem Hintergrund eine plärrende Stimme: *»Im Büro einschlafen, und sich dann noch vom Chef wecken lassen!! ...«*

Der pointierteste Satz, den ich je gehört habe.

In der Tat, das neuere Leben mit seiner vielfachen Beanspruchung, die sich etwa in der Devise »Schlaf schneller, Genosse!« ausspricht und in ihrer Wirkung zuweilen dem Stich der Tsetsefliege gleichkommt, kann einen Zustand hervorbringen, den man als gestraffte Somnolenz bezeichnen darf. Zum Beispiel mußte jemand dringend ein Filmhepaar sprechen: er fragt am Morgen an – die Herrschaften sind auf der Probe; am Nachmittag – die Herrschaften sind auf dem Tennisturnier; am Abend – im Theater; um Mitternacht – wieder auf der Probe. Da erkundigte er sich: »Wann schlafen denn die Herrschaften?« Der Portier: *»Eigentlich immer.«* Vielleicht bewirkt dieser Zustand das interessante Phänomen des Aus-dem-Schlaf-Redens.

Dem gewöhnlichen Aus-dem-Schlaf-Reden verdanken Ehehälften bekanntlich die wertvollsten Aufschlüsse, weil da zuweilen eine Lisi genannt wird, die in wachem Zustand gar nicht vorkommt. Etwas Ähnliches kann nun auch im Schrifttum passieren. So gab es vor Jahrzehnten ein Erpresserblatt, dessen Chef aber bereits das Gefängnis drohte. Die Leitartikel waren noch sehr triumphierend geschrieben, doch die Metaphern, die Bilder, die darin gebraucht wurden, sie kreisten bereits alle um die Gefängnisphäre: immerfort wurden Kerkerluft, Kreuzverhöre und Ratten zum Vergleich herangezogen ... das nennt man dann *aus dem Schlaf reden*. Aber der Mensch ist so verderbt, daß er auch künstlich aus dem Schlaf redet, weil dieser Immunität verleiht. So gab es vor Jahren in Livland eine Schule, deren unbeliebter Leiter nachts die Schlafsäle inspizierte. Da taten die Jungen folgendes: wenn er mit der Kerze hereinkam, so mimten sie »unruhigen Schlaf«. Trat er nun ans Bett, so wurden die wirr geflüsterten Worte deutlicher: »... dieser Schuft ... dieser (jetzt kam sein eigener Name) ... der hat ja dreißig Ohrfeigen verdient ... dreißig sonore Backpfeifen ...« usw. Weckte er sie aber wütend auf, so wußten sie von nichts, und er konnte nichts tun.

Wenn man aber schlafen soll und nicht kann, so heißt es, sich einschläfern. Das ist der einzige schöne Selbstmord, wie Jean Paul sagt, der süße Eintagstod. Die unschuldigsten Mittel sind das Betthupferl, das Bettmüpfeli, Brom, Ammenmärchen und Lektüre. Der Mensch würde sich für einen Gott halten, wenn er nicht schlief, doch eben darum windet er sich in Schlaflosigkeit wie ein Wurm und bettelt um Nichtsein. Auf Adam aber ließ der Herr einen tiefen Schlaf fallen, als er ihm das nahm, was dieser seitdem suchen sollte: den schönen Mangel. Es war die erste Operation unter Narkose und zugleich, wie behauptet wird, des Mannes letzter ruhiger Schlaf. Man will sich ins Schneckenhaus des Schlafes zurückziehen, man nimmt

instinktiv die Stellung des Kindes im Mutterleib oder des Skelettes im Hockergrabe ein, man fleht um Pflanzendasein als nirwanalechzender Buddhist – aber das hilft alles nichts, denn entweder ist man zu müde, um einzuschlafen (das gibt es), oder zu wach, und die Lebenskerze bleibt an beiden Enden angezündet ... Das ist, im Gegensatz zur afrikanischen Schlafkrankheit, die europäische Wachkrankheit: ein wundes U-Boot müht sich vergebens, unter den Bewußtseinsspiegel zu tauchen. Hier ein unschädliches Mittelchen, das ich bei Karl Kraus gefunden habe: »Man zeichne die Figuren in die Luft, die der Schlaf am liebsten hat; ohne das absurdeste Spielzeug steigt er nicht ins Bett: Ein Kalb mit acht Füßen, ein Gesicht, dem die Zunge bei der Stirn herabhängt oder der Erlkönig mit Kron' und Schweif. Man stelle die Unordnung her, die der Schlaf braucht, ehe er sich überhaupt mit unsereinem einläßt ... Nichts imponiert dem Schlaf mehr. Ich habe das Experiment oft bei wachstem Bewußtsein unternommen, und es gelang so vollständig, daß ich mir das Gelingen nicht mehr bestätigen konnte.«

Doch wer weiß, vielleicht genügt dem Leser auch schon die Lektüre des vorliegenden Artikelchens; Schreiber dieses spürt jedenfalls, daß er selbst bereits anfängt, wunderbar schläfrig zu werden ... die Welt versinkt – die Uhr tickt – das Kopfkissen ist zurechtmodelliert – und ich wünsche Ihnen allen angenehme Ruhe!

Merkblatt für sich Ärgernde

Vergiß nie, daß dein Ärger dein Bestes ist, und weise darum alle Begütigungsversuche – auch die eventuellen deines Innern – als Schwäche und Kompromißlerei ab: am besten derart, daß du gerade sie zum Anlaß eines neuen Ärgers nimmst. Denn der Ärger ist darum dein Bestes, weil er dir gleichzeitig zwei wunderbare Gefühle gibt – davon, wie gut du bist, und davon, wie böse die andern sind. Du allein gut und die ganze Welt schlecht: das gibt dir einen festen Standpunkt und ein schwellendes Selbstbewußtsein, unter dessen Blutdruck du dich eine Weile für mutig und temperamentvoll halten kannst. Diese scheue Andacht vor dem eigenen Ich kann sich (bei genügendem Ärger) bis zu Mitleid, Rührung und heißen Tränen über dich selbst steigern, ja sogar bis zu einem gewissen Heroismus, wenn du dir nämlich sagst, daß Ärger zweifellos am Leben zehrt, und du dich dennoch ärgerst, nun gerade! Überhaupt sei »nun gerade!« (in Österreich »Justament!«) der Leitstern über den Wogen deiner Wut. Denn es gibt dir, was du sonst eigentlich nicht hast – einen stahlharten Charakter.

Den weitläufigen Irrtum, daß Ärger blind mache, widerlegst du nun, indem du deinen Ärger liebevoll ins Auge fassst. Hierbei wirst du mit Leichtigkeit feststellen, daß du gerade am Morgen und überhaupt beim Erwachen zur Wut aufgelegt bist; eventuell auch bei großer Hitze, bei Föhnwind, vor dem Gewitter usw. (Letzteres gibt dir zudem das angenehme Bewußtsein, ein »erdhafter Mensch« zu sein.) Und zweitens erkennst du, daß deine Wut noch eine andere, innere Periodizität hat: nachdem deine Giftdrüse plötzlich durch Zubiß entleert ist, wirst du ein sanftes Lamm, bis die Drüse allmählich wieder Füllung bekommt, bis aus dem Pfund Mandeln wieder der eine Tropfen Blausäure destilliert ist und du unvermutet los-spritzen kannst. Diese Art Ärger besitzt den Vorzug, daß

man dich nach dem »Rauhe Schale, weicher Kern«-Schema beurteilt und dir deinen Ärger um der Periode der Giftarmut willen verzeiht. Man sagt »er ist innerlich doch ein guter Mensch«, und damit ist manches gewonnen. Diesen Eindruck kannst du noch durch die Erklärung verstärken, daß du ein offener, ein »gerade-heraus«-Mensch bist und daß alles Insichhineinärger bloß die Seele und die Verdauung vergifte. Dank solcher proklamierten Offenheit, die deinem Ärger die Weihe der Weltanschauung gibt, kannst du dann ruhig losdonnern.

Demnach habe dein Verhalten zu den Nebenmenschen drei Phasen: engelhafte Sanftmut nach dem Wutausbruch (die dich gar nichts kostet, denn deine Giftvorräte sind ja momentan verspritzt), hierauf hartnäckiges »Schweigen in dreißig Sprachen«, und endlich der Ausbruch selber.

Diesen darfst du nicht forcieren. Außer vielleicht bei Menschen, von denen du weißt, daß sie zart und schreckhaft sind: bei denen kann plötzliches Losbrüllen allerdings Wunder wirken – sie erbleichen, sie machen große Augen, sie beginnen zu weinen. Das sind natürlich nun ganz hübsche Erfolge, die man durch ein paar Verachtungsfloskeln über »Jammerlappen« und so weiter noch verstärken kann. Nur hat der Fortissimo-Beginn einen Nachteil: er dauert, eben wegen des jämmerlichen Zusammenklappens des andern, zu kurze Zeit. Er hinterläßt dich unbefriedigt. Du mußt gleich darauf nach einem neuen Ärger suchen, und zersplitterst solcherart deine ganze schöne Wut. Darum fange fein behutsam an, und womöglich mit einem, bei dem du vermutest, daß auch er einen Ärger, eventuell sogar auf dich, hat. Über das stetige Anschwellen und den vulkanischen Ausbruch brauchst du dir dann keine Sorge zu machen; »ein Wort gibt das andere«, wie die Sprache so treffend sagt. Aber halte Haus mit deinem Rasen wie ein guter Jockey. Selbstverständlich kommt als Schlußeffekt das völlig hemmungslose »Auspacken«, und du hast das Hochgefühl, als tragische Heldenperson vor

schlotternden Kulissen zu stehen. Doch mußt du bedenken, daß du deinen Nebenmenschen auch wirklich kränken sollst; es muß gesessen haben. Darum verfare wie ein raffinierter Kutscher, der seine Pferde nicht einfach auf den Rücken peitscht, sondern dort, wo es fühlbar ist: auf den Bauch oder zwischen die Ohren. Das heißt, greife nicht deines Nächsten Fehler an, sondern seine Ideale. Das wirkt stärker.

Beim Schluß des Krachs ist Türenzuschlagen sehr vorteilhaft, denn mit der Klinke hast du auch das letzte Wort in deiner Hand (weil, sobald die Tür geschlossen ist, das übrige nicht mehr »gilt«). Und das letzte Wort hat beim Krach bekanntlich eine Art mystischer Qualität: Wer es spricht, ist Sieger – denn der andere ist seines nicht losgeworden, und es bleibt ihm als ewiger Adamsapfel im Halse stecken. Manchmal rennt er darum noch schnell zur zugeworfenen Tür, reißt sie auf, brüllt es hinaus, und schlägt sie nun selber zu. Doch das ist nicht mehr das Wahre. Auch kannst du ihm immer noch aus dem Treppenhaus mit einem höhnischen Gelächter antworten ... Darum ärgere dich nie in deinem eigenen Zimmer; von dort kannst du nämlich nicht mehr knallend ab durch die Mitte gehen.

In der nun einsetzenden sanften Lampperiode schalten viele die große Versöhnungsszene ein. Ich möchte da weder zu- noch abraten. Einerseits genießt man ja unleugbar die Wonnen der Reue, auch wird der andere »wieder gut«, in Sicherheit eingelullt und so für den nächstfälligen Ärger fertiggemacht – doch andererseits: dein Ärger verliert durch das Gewinsel die ästhetische grade Linie, die prachtvolle Konsequenz, und vor allem können dich die unhygienischen Gewissensbisse noch dahin bringen, dich darüber zu ärgern, daß du dich wieder geärgert hast – was deine ethische Bilanz in völlige Konfusion bringt. Besser, du wirfst dem andern ein halbversöhnliches, brummiges Wort hin und läßt es dabei bewenden. »Ich bin, wie ich

bin!« sei deine Devise. Sich ärgern ist ein seelisches Ekzem, und wen es juckt, der muß sich eben kratzen. Für den, den es juckt, ist kratzen die höchste Lust. Wohl denen darum, die sich ärgern, denn sie werden sich immer wieder ärgern.

Dennoch mußst du dich mit Auswahl ärgern, weil sonst alle an dir Rache nehmen und du vorläufig noch nicht der liebe Gott bist. Daher ist es zweckmäßig, wenn du einen bestimmten Kreis von Menschen hast, die du deinen Ärger spüren lassen kannst, weil sie nicht von dir loskönnen: aus Gründen der Verwandtschaft, der Ehe, der materiellen Abhängigkeit, eventuell auch der Freundschaft und der Verehrung. (Im Notfall genügt auch ein Stuhl, den man an die Wand schleudert.) Diese Menschen kannst du ruhig ein wenig peitschen. Das hat günstige Folgen für die Verbreitung des Sich-Ärgerns, da man eigene Seelenstriemen bekanntlich nur durch fremde los wird. »Dieser Ärger, der muß wandern von dem einen zu dem andern.«

Wegen seines Wundscheuerns gibt der Ärger dir nicht nur das täuschend echte Gefühl, ein höchst sensibler Mensch zu sein, sondern liefert auch geradezu einen Beweis für die Existenz der menschlichen Seele, wobei sich herausstellt, daß diese zwar unsichtbar, aber doch eine Art Körper ist. Sagt dir jemand: »du Idiot« oder besser noch: »Das ist kein hübscher Zug von dir, daß du ...« und so weiter, so wirkt das nämlich genau wie ein Fausthieb. Zuerst, in der Hitze des Gefechtes, merkst du gar nichts, fühlst keinen Schmerz, sondern nur eine unmerkliche Erschütterung. Nach einer gewissen Zeit beginnt aber diese Seelenstelle erst ein wenig, sodann immer mehr und mehr anzuschwellen. Wie, sagst du dir – ich ein Idiot, bei mir kein schöner Zug? Ja, wie kommt er dazu; ja wie wagt er es ... und so weiter. Kurz, es entwickelt sich die richtige Blutunterlaufung, die unverkennbar seelische Beule. Diese kann im weiteren Verlauf allerhand Regenbogenfarben

spielen, eitern, aufplatzen und eventuell auch interessante Entzündungen der umliegenden Organe nach sich ziehen. Kein Zweifel, du hast eine Seele.

Dilettanten des Sich-Ärgerns könnten schließlich die unsinnige Frage stellen, wie man so was los wird. Sie sollten sich lieber die Frage vorlegen, was ihnen dann noch bleibt, um ihr Inneres auszufüllen? Diese Schwächlinge spüren in luziden Intervallen, daß sich da bei ihnen ein Wutdämon eingenistet hat, der sich behaglich den Bauch streicht. Und sie wollen ihn loswerden wie der Bauer seinen Dämon, welchen der Bauer bekanntlich in den Heustadel sperrte und schnell Feuer anlegte. Wie er nun froh auf die Flammen schaute, klopfte ihm der Dämon von hinten auf die Schulter und sprach: »Ein Glück, daß wir zwei uns noch retten konnten ...«

Nein, sich Entärgern ist sehr schwer. Jedesmal langsam bis dreißig zählen? Das ist, wie wenn man Krebs mit Lanolin-salbe behandeln wollte. Als ob die Patrone aus dem Lauf verschwindet, bloß weil man nicht abdrückt! – »Nicht daran denken?« Aber wenn man daran denkt, daß man nicht daran denken soll, so denkt man ja gerade daran! – »Sich ablenken?« Alle Wege führen nach Rom, in das Heiligtum deiner Wut. – Ein Zimmerschmuck mit der Aufschrift »Mensch, ärgere dich nicht!« Das ist fast so kläglich wie das bekannte gestickte Kissen: »Wie man's macht, ist's recht.« Was, frage ich, könnte einen mehr in Wut versetzen als gerade dieses Kissen?

Ein kleiner südamerikanischer Staat hat da einmal einen originellen Ausweg gefunden. Es gab dort eine Zeit, wo sich viele Menschen ärgerten. Da wurden an den Straßenecken menschliche Gestalten aus Gummi aufgestellt, denen man gegen Erlag eines geringfügigen Geldbetrages Ohrfeigen (sogenannte Watschen) geben konnte. Wer nur eine Wut hatte, ging zum nächsten Watschenmann, haute dem die ganze Geschichte links und rechts herunter

und zog dann lächelnd und ein wenig müde ab. Das System soll sich bewährt haben, und überdies hatte auch der Staat Einnahmen davon. Ein anderes Mittel ist, sich den Menschen, über den man sich ärgert und mit dem man nie mehr reden will, oben am Ufer eines Kanals vorzustellen – sich selbst aber ertrinkend mitten drin im Kanal. Ob man dann mit dem Mann nicht eventuell doch zu reden beginnt? Das überlege mal.
Und endlich könnte jemand doch die ganz dumme Frage stellen, *worüber* man sich eigentlich ärgert? – Aber das ist doch völlig gleichgültig! ...
Man ärgert sich.

Frühjahr und Frühling

»Frühjahr«, das ist eine Kalenderbezeichnung: dann und dann ist der Tag soundsoviel Stunden plus Minuten lang, und wir treten aus dem bekannten Winter in das bekannte Frühjahr. Der Frühling aber ist etwas Blühendes, Duftendes; er ist fast eine Person, wie »Jüngling« oder »Liebling« – er ergreift uns von außen, aber auch tief von innen her.

Im Frühjahr werden die Menschen krank, denn der schwarzweiße Winter hat ihre Widerstandskraft geschwächt. Am meisten sterben die Menschen im Frühjahr, wie auch der Tod am häufigsten in den frühen Morgenstunden eintritt, wenn die Gesunden, welche am Bett wachen, soeben eingenickt sind. Im Frühjahr saust manchmal ein furchtbarer Sturm die ganze Nacht, und am Morgen liegt unten fast alles voll von dürren, abgebrochenen Ästen. Doch im Frühling ist der Himmel unmerklich tiefer, farbiger, »sichtbarer« geworden – er ist kein bleierner Deckel mehr, sondern eine blaue Unendlichkeit, durch welche Frühlingsgewölke segeln. Und abends ist er dunkelblau. Auch die Bäume sind jetzt am schönsten: sie sind nicht mehr schwarze Federzeichnungen wie im Winter – aber auch noch nicht verborgen hinter Laubmassen wie im Sommer, sondern die Blätter, einzelne grüne Flämmchen, bezeichnen einen kostbaren Raum, wo innen das Astwerk, dieser Charakter des Baumes, bald wildgedrängt, bald anmutig-harmonisch das Ganze trägt. Präge dir die schönen Astgestalten noch gut ein, denn bald kommt der Sommer und überwölkt das alles mit seinem Grün. So sind auch die Menschen als Kinder viel eigenartiger; doch dann wachsen sie auf und bleiben verborgen unterm gleichartigen Alltagslaub.

Frühjahr, das ist die Zeit der Kämpfe und des Fressens in der Natur, während anderseits die Liebe doch wieder den Hunger vergessen macht: manche Tiere leben jetzt eine

Zeitlang wirklich nur von Luft und Liebe. Die neugeborenen oder ausgebrüteten Tierchen sind noch dumm und schmecken delikate wie alles Zarte, Junge: Raben, Krähen, Eichelhäher, Fuchs und Dachs haben jetzt ihre Feinschmeckerzeit, während die streunenden Hauskatzen die jungen Amseln bloß krallen, totbeißen und dann im Blute liegenlassen.

Aber das Singen und Zwitschern der Vögel ist nicht sofort da, sondern kommt aus kleinen Tönchen; das Schweigen setzt erst noch Knospen an. Vorläufig hört man nur einen regelmäßigen Zirpen, wie das Klingeln aus einer fernen Schmiede. Doch bald wird es von Notenköpfchen wimmeln, wie von Staren auf den Telegraphendrähten.

In allem Lebendigen erregt jetzt der Frühling unerwartete Fähigkeiten. Auch das kleinste Pflanzenseelchen beginnt nun einen einzigen, immerfort wachsenden Gedanken zu denken, der in alle Richtungen mit nimmermüdem Abwandeln des grünen Grundthemas hinaufstrebt, hinauswinkt, hinauszittert. Doch dann, in einem letzten Entschluß, streifen sie ihre grüne Hülle ab, als ob sie Blut getrunken hätten, und brechen aus in den holden Wahnsinn der Blüten. Der verrät ihres Wesens Gestalt: düstergelb brennende Sonnen werden sie, oder schweben wie starrere Sterne mit lila Strahlen; andere werden Blaukelche, Glöckchen, zerzauste Flammenräder, Schneekristalle, Blutstropfen oder auch bloß innerstes Gefühl, das rosa errotend sich ans Licht wagt ... Und als ein Nachtmahr klettert so ein Käferungeheuer hinein, daß das Ganze auf seinem Stengel ins Schwanken kommt.

Doch auch das Getier entwickelt ungeahnte Fähigkeiten: Raupen, die mühsam mit einem Buckel ihre Näpfchenfüße weiterschoben, schaffen sich einen künstlichen Tod, um als Zitronenfalter schwerelos durch die Lüfte zu gaukeln; Käfer, die kriechendsten Kriecher, bleiben stehen,

lassen ganz unerwartet unter ihrem Panzer zwei Paar Flügel hervorrutschen und schwirren damit wohlgemut ab ins Blaue – und auch sonst fängt im Frühling alles zu fliegen an, vor allem die Enten, welche als schwere geflügelte Weinflaschen durch die Luft knattern. Aber auch die Schwäne beginnen einander zu verfolgen – gradhalsig, ganz dicht überm Wasserspiegel, wobei die Schwimmpfoten spuren und die langen Flügelenden beim Hinunter schlagen das Wasser berühren, so daß die beiden schlangenhaften weißen Gespenster in einem Silberstaub dahinrasen. Wenn sie aber verliebt sind, schmiegen sie ihre Hälse ineinander wie ein Paraphenzeichen und tunken immer gleichzeitig ins Wasser.

Bei den Menschen ist der Frühling hauptsächlich an den Augen zu erkennen: teils legen sie Sonnenbrillen an (welche den Frauen etwas Geheimnisvolles, Kindern jedoch etwas Froschartiges geben), teils aber beginnen die Menschen sich jetzt wieder in die Augen zu sehen. Und dann kommt in der Stadt jener eine Tag, wo alle Frauen plötzlich schöner aussehen – ganz wie mein Strauch im Garten plötzlich einen Tag hat, wo überall Bienen auf seinen gelben Blüten herumkriechen. Übrigens brauchen jetzt die Mädchen beim Klavierspielen mehr Pedal.

Und das Merkwürdigste: auch die Sprache, die man doch in Büchern gedruckt glaubt, beginnt auf einmal sich zu regen und zu blühen wie ein tausendästiger Baum, der in die Menschenseele gepflanzt ist. Aus den Knorpeln brechen grüne Blätter hervor, und die Sprache fängt an zu keimen und zu reimen: Herz und Schmerz streben einander zu, Raum und Traum, Liebe und Triebe, Ferne und Sterne, vor allem aber Luft und Duft. Das sucht sich alles und findet sich, denn das lebt jetzt alles in einer gegenseitigen Ahnung:

Horch, von fern ein leiser Flötenton ...

Frühjahr ist etwas, das sich alljährlich brav wiederholt. Aber Frühling, nein, der ist immer einmalig, der kann sich nicht wiederholen, ebensowenig wie die Ewigkeit.

»Das müssen Sie lesen!«

Das hört man fast so häufig wie »Haben Sie Feuer?« Mein Gott, was man alles muß. Steht man aber im Geruche eines Literaten, dann geht es erst recht an: »Kennen Sie dies? ... Kennen Sie das? ... Wie, das kennen Sie nicht? ... Das *müssen* Sie lesen!« Fragt man nun, wie das Buch beschaffen sei, um herauszubekommen, weshalb man aus den drei Millionen der seit dreitausend Jahren geschriebenen Bücher gerade dieses lesen müsse, da das Leben doch kurz sei, so erhält man vage Schönheitsbeteuerungen wie »Glänzend! ... ganz groß! ... herrlich! ...« an den Kopf gesprüht, der sich behutsam duckt, um die Begeisterungsdusche wieder einmal abfließen zu lassen. Und man nimmt sich vor, dieses Buch jedenfalls nicht zu lesen.

Und denkt während des Abtropfens nach. Warum will jeder von jedem, daß der jedes Buch liest? Was hat er davon? Will er mir was Gutes gönnen? Will er mich zu seiner Weltanschauung herumkriegeln? Oder hat ihm das Lesen das Denken atrophiert, so daß er gerade noch seine letzte Lektüre im Kopf hat, und sonst nichts? Oder weil er glaubt, von einem herrlichen Werke schwärmend, auch selber herrlich zu sein? Weil er gebildet ist, und Gebildete sich bekanntlich über Bücher unterhalten? Weil er in der ganzen großen Welt keine Anknüpfung mit seinen Mitmenschen findet als gerade ein Buch? Weil er so wenig vom Lesen weiß, daß er das fremde Auge für einen Trichter hält, dem jeglicher Spiritus zugemutet werden kann? Weil – doch die Vermutungen sind gerade so zahllos wie die Bücher, die man gelesen haben muß. Komische Menschen, die immer nur einatmen! Manche sind schon ganz aufgeblasen davon.

Man muß nicht. Man denkt ja gar nicht daran, falls man denkt. Gewiß, man muß lesen, und könnte ohne Bücher nur leben, indem man selber welche schreibe. Man ist der

stille Buchmacher beim Rennen des Lebens, der seine Geheimtips von der Muse bezieht. Aber Bücher, die man wirklich liest, werden Stück von einem selbst, Fleisch von meinem Fleisch und Geist von meinem Geist. Ich selber empfehle zuweilen Bücher (und immer dieselben), weil ich nicht begreifen kann, warum sie nicht schon die ganze Welt auswendig herbetet. Ruft mir dagegen einer »Das müssen Sie lesen!« zu, so zucke ich zusammen, als ob er mir harmlos einen neuen Arm oder ein neues Knie angeboten hätte. Oder gar einen neuen Kopf. Und ich schüttle den meinen: Danke, bin versorgt.

So ist »Das müssen Sie lesen!« ein höflicher Insult, zugleich aber das Symptom einer Geistesverfassung, welche Kultur mit Informiertsein und Bildung mit »bin im Bilde« verwechselt. Welche sich schämt, etwas nicht zu wissen. Welche ein zweibeiniges Konversationslexikon offenbar für wohlgebildet hält. Kurz, welche die Erstgeburt des Denkens für ein Gericht von Makulatur hergegeben hat.

Natürlich gehört zur Bildung auch Wissen, wie Fleisch zur Körperbildung. Aber Bildung an der Wissensmenge messen, hieße eine schöne Gestalt durch die Fleischwaage taxieren. »Bildung ist das, was nachbleibt, wenn man vergessen hat, was man in der Schule gelernt hat«, lautet ein guter Spruch. Vergessen durchs Gedächtnis, wiederauferstanden in der Erinnerung, gibt uns der verdunstete Wissensschwall der Schule zweierlei: einen geistigen Ortssinn, der die Dinge lokalisiert, eine Art Koordinatensystem mit dem Ich im Kreuzpunkt, und zweitens ein ungefähres Aroma der Epochen und Geister, eine gesättigte Lösung, die bereit ist zu blitzschnellen Kristallisationen. Was darüber ist, das ist von Übel.

Das europäische Bildungsideal beruht auf einer Erziehung durch die alten Sprachen: »Die alten Sprachen sind die Scheide, worin das Messer des Geistes steckt.« Dabei kommt es nicht so sehr auf die Verba auf mi, sondern auf

jene Gehirngymnastik an, die ein Eindringen in die Grammatik erfordert – und auf den allgemeinen Dunst von den Dingen, die erst dann tot sind, wenn wir für sie absterben. Beim Franzosen nun liegt der Bildungsschwerpunkt im Denken, beim Engländer in der Menschenerfahrung, beim Deutschen im Wissen. Jener famose Bauer im Märchen, der auf seiner Tür das Schild »Doktor Allwissend« anbrachte, ist ein listiger Ahne des deutschen Faust, der auch alles wissen möchte und sich darum mit dem Teufel einläßt (ohne zu beachten, daß dieser doch im Grunde ein dummer Teufel ist). Ein gewisser Bildungstypus gipfelt noch immer im Professor, der dann alles hinwirft und sich der Magie ergibt. Und dessen Widerspiel ist jener trockene Schleicher Wagner, von dem ich mir sehr gut vorstellen kann, daß er seinen Hörern »Das müssen Sie lesen!« zuruft.

Ist es nun so, daß Wissen erst durch Denken – also durch die Bewegung, in die jenes gebracht wird – wertvoll wird, so gilt das in höherem Maße noch von dem Wissen um Literatur. Natürlich kommt man ohne Lesen um die Literatur nicht herum, wehe aber, wenn es dabei bleibt! Ich las einmal einen Spruch, der mir die Röte ins Gesicht trieb, eben weil ich las. »Zu wenig Verstand muß unterm Fluch / des vielen Wissens wanken«, so redete dieses Buch mich plötzlich an: »Ich sehe dich stets mit einem Buch / und nie mit einem Gedanken.« Das saß. Das war wie auf mich gemünzt, der ich als Knabe aus Lesewut sogar Kochbücher verschlang. Und es erwachte in mir die Sehnsucht nach dem Denken. Aber Sehnsucht ist ja ein anderes Wort für Wachsen: das Korn, das die Sonne zu *sehen sucht*, bricht durch die Erde und entfaltet sich – Sehnsucht ist fast schon die Sache selbst.

Darum hebt Sehnsucht nach Wissen mit Bewegung an und läuft sich im Erreichten, eben im Wissen, fest. »Das müssen Sie lesen!« ist eine Katalognummer mit Ausrufe-

zeichen; was nachher kommt, ist dann die nächste Katalognummer. Sehnsucht nach Denken aber hebt mit Bewegung an und kann sich nicht tot, nur immer lebendiger laufen, weil Denken selbst schon Bewegung und also sehnsuchtsverwandt ist. Erst läuft der Motor noch leer, dann wird er eingeschaltet, und dann geht es los durch die Welt. *Um* die Welt, denn der Weg ist das Ziel. Das müssen Sie denken!

Aus »Im Gegenteil. Essays«

Die sieben Normalnachrichten

Dem Tier genügt, daß es lebt, der Mensch aber will dazu auch noch Zeitunglesen. Er hält ›Glück‹ für das ihm gebührende Seelenklima und betrachtet darum alle Unglücke als Ausnahmen, von denen er laut klagend Kunde gibt. So kommt es, daß die Zeitungen hauptsächlich von Unglücken aus aller Welt berichten. Diese dringen via Morgenkaffee ins Gehirn und erzeugen bei sensitiveren Menschen eine Melancholie darüber, daß sie das Schicksal auf einen so widerlichen Planeten abgesetzt hat. Der Dickhäuter aber stumpft durch die tägliche Dosis Unglück dagegen völlig ab und liest das (solang' es ihn nicht persönlich angeht) flüchtig und ungerührt herunter. Er verhält sich dazu wie der Mediziner zur Leiche: man gewöhnt sich daran.

Bemerkenswert ist, daß sich die Art der Unglücke so ziemlich gleich bleibt. Eine Milliarde Roulette-Resultate ergibt ja gleichfalls feste Gesetzmäßigkeiten. Darum stelle ich hier eine Liste der sieben Normalunglücke zusammen.

REVOLUTION IN SÜDAMERIKA
FLUGZEUG PLATZT IN DER LUFT
HOCHZEITSGESELLSCHAFT IN NEAPEL
STIRBT AN NAHRUNGSMITTEL-VERGIFTUNG
AUTOBUS STÜRZT IN EINE SCHLUCHT DER
ANDEN
FÄHRSCHIFF IN HINTERINDIEN
VERSINKT MIT 128 PERSONEN
DIE VERKEHRSTOTEN DES SONNTAGS
BANKÜBERFALL IN USA

Natürlich wird vielen in der Auswahl etwas fehlen, weil ja jeder seine Vorlieben hat. Wo bleibt, werden sie rufen, der Taifun ›Irma‹, wo die Erdbeben, die Defraudationen, die Hungersnöte, die Überschwemmungen? Darum verlangen meine sieben Normalnachrichten trotz aller Filtrierung jede einen kleinen Kommentar.

Revolution in Südamerika besteht darin, daß eine Clique oder ›Junta‹ die andere stürzt. Der abgesetzte Präsident flieht auf stets bereitgehaltenem Flugzeug in jenes Ausland, wo er vorsorglich Geldmengen deponiert hat. An der Lage der Arbeiter und Armen ändert sich hierbei nichts, obwohl sie dabei hurra schreien: es ist lediglich ein Kampf von Obersten und Advokaten um den Genuß der Steuergelder. Wirft sich aber einer zum Anwalt der Erniedrigten und Beleidigten auf, so wird er Diktator und führt aus Todesangst ein solches Schreckensregiment ein, daß man von ihm nicht einmal zu flüstern wagt. Zu allen diesen Regimes gehört wie Aus- und Einatmen: 1. Die dringende Bitte um Kredite und Investitionen bei den finanzkräftigeren Ländern, und 2. die sofortige Beschlagnahmung aller dadurch aufgebauten Bahnen und Fabriken bei der nächsten Revolution.

Diese Vorgänge haben etwas so Reizvolles, daß sich der Erdteil Afrika gegenwärtig in einem Prozeß der Südamerikanisierung befindet.

Flugzeug platzt in der Luft. Das Fliegen ist ja gar kein Fliegen, sondern man sitzt in einer vibrierenden Kabine, wobei draußen nichts als Sonne und weiße Watte zu sehen ist. Es ist die teuerste und langweiligste Beförderungsart, die es gibt, mit Scheuklappen vor der wirklichen Erde; da ist Unterwasserschwimmen doch weit eher Fliegen zu nennen. Zum Trost bekommt man ein sogenanntes lukullisches Mahl serviert, wobei allerdings Papiertüten für starkes Schaukeln gleich bereit stehen. Die Stimmung der

Passagiere ist die des gesättigten Modernseins, dabei lauert jedoch ganz tief die Angst, daß beim Landen oder sonst irgendwie ein Unglück passieren könnte. Die Statistik behauptet freilich, daß Luftunfälle seltener seien als Eisenbahnunglücke, doch kommt es darauf an, ob man die Zahl der Toten mit jener der Kilometer vergleicht oder mit der Anzahl der Nichtverunglückten. Geschieht dann ein Unglück wirklich, so geht das schnell, nur könnte man sich einen besseren Tod denken, als zwischen siebzig kreischenden Mitpassagieren zu verbrennen. (Auch wenn versehentlich eine Tür aufgeht, saugt das böse Draußen ein paar Menschen hinaus in den Tod.) Dieses Fahren in der vibrierenden Kabine mit lukullischer Henkersmahlzeit ist genau die Situation der heutigen Zeit.

Hochzeitsgesellschaft in Neapel stirbt an Nahrungsmittelvergiftung. Weil nämlich der Wirt auf einen Schlag verdienen will. »Eßt nur, eßt nur, meine Lieben: sonst muß man's ja doch den Hunden vorwerfen!« Neulich gab es einen großen Nahrungsmittelskandal in Italien – sogar Mauleselhufe wurden verarbeitet und Chianti ohne Trauben chemisch hergestellt, eine creatio ex nihilo. Jedes Volk hat seine Fehler, und so auch das liebenswerte italienische: es ist nämlich eine Nation von Spitzbuben. (Natürlich ist ein betrügender Italiener immer noch besser als ein grundehrlicher Folterspezialist.) Damit sage ich keinem etwas Neues, am wenigsten den Italienern. Denn die letzte Versammlung der dortigen Reisebüros hat festgestellt, daß der italienische Tourismus darum abgenommen hat, weil die Forestieri auf Schritt und Tritt, bei Tag und bei Nacht geneppt werden. Ein Bekannter in Rom erzählte mir: »Ich kaufe seit fünfzehn Jahren bei meinem Lebensmittelhändler ein, wir sind die besten, aufrichtigsten Freunde; er strahlt jedesmal, wenn ich hereinkomme. Aber beim Abwiegen sucht er mich doch jedesmal zu betrügen – offenbar ist das plus fort que lui, eine Art Sportleidenschaft.«

Ob das die demoralisierende Wirkung von Jahrtausenden des Fremdenverkehrs ist, angefangen mit Hannibal und Odoaker? Jener Gastwirt aus Neapel liebt jeden aus der Hochzeitsgesellschaft aufrichtig. Er hat auch einen schönen Kranz für die Beerdigung gestiftet.

Autobus stürzt in eine Schlucht der Anden. Das tun die Autobusse dort ununterbrochen, seitdem es Autobusse gibt. Weil nämlich der halblateinische Wilde ein sadistisches Verhältnis zur Maschine hat: an ihr, dem Sklaven, den man foltern darf, kann er seine Grausamkeit austoben lassen. Er genießt die Geschwindigkeit wie den Galopp eines gepeitschten Pferdes. Dabei sind diese Chauffeure Virtuosen ihres Faches – nur daß eben die Straßen und Haarnadelkurven zwar hoch, aber doch nicht auf der Höhe sind, dem Chauffeur dagegen sein Fahrtemperament durchgeht. Außerdem sind die Autobusse dort stets überbesetzt, so daß die Leute mit ihren Hühnerställen auf dem Verdeck liegen. Das saust dann plötzlich aus der Kurve –.

Fährschiff in Hinterindien versinkt mit 128 Personen. Wenn die Menschen sich alle aufs Schiff drängen, kommt ein Belastungspunkt, wo jeder weitere Passagier eine Gefahr bedeutet. Doch der Kapitän denkt: *Den* können wir immerhin noch mitnehmen, er zahlt ja; *den* auch noch, *den* auch ... usw. Bis dann das Schiff so überfüllt ist, daß jede stärkere Gewichtsverschiebung es zum Kentern bringt. Und die kommt – meist in der Nähe des anderen Ufers, wenn sich alles auf die Seite drängt, wo man aussteigen wird. Vergebens brüllt der Kapitän, man solle zurücktreten! Schon ist die Schlagseite da, schon strömt es ein, und dann geht das Kentern ganz schnell, weil alles auf die Seite rutscht. Auf einmal schwimmen überall Turbane auf dem Wasser.

Die Verkehrstoten des Sonntags. Warum sind es immer am Sonntag so viele, wo man sich doch grade seines Autos freuen will? Am Werktag fährt man zur Arbeit, den Weg kennt man, da kann einem nichts passieren. Am Sonntag aber will man irgendwohin ins Blaue fahren, und den Weg kennt man *nicht*. Außerdem kannst du noch so vorsichtig sein, aber damit kein Zusammenstoß geschieht, müssen eben *zwei* Wagen vorsichtig fahren, und das findet sich nicht immer beisammen. Man stirbt daran, daß man überholen will, oder daß ein anderer überholen wollte. Überdies bildet sich am Sonntag auf den Hauptstraßen ins Blaue eine sogenannte Schlange, wie zwischen London und Brighton oder zwischen Zürich und Luzern. So eine Schlange kann 20 km lang sein und stundenlang in Regungslosigkeit verharren, wie jener Tausendfüßler, der nicht wußte, mit welchem Bein er anfangen sollte. Nun ist Warten ja immer verdrießlich, aber im Auto, diesem Gegenteil von Stillsitzen, wird es zur ausgesuchten Marter. Darum wird in solch einer Schlange, mag sie auch kriechen, immer einer aus der Reihe tanzen – und dann erfolgt der Frontal-Zusammenstoß. Gut ist natürlich, daß man es vorher nicht weiß, daß man zu den ›Verkehrstoten des Sonntags‹ gehören wird. So aber kommt alles Klagen und Weinen nachher; es ist eine geheime Todeslotterie und das Waisenkind Schicksal bestimmt die Treffer.

Banküberfall in USA. Ist es Ihnen aufgefallen, daß die Besucher einer Bank immer besonders aufgeräumt und heiter sind? ... das macht die Heiligkeit des Geldes. Um so brutaler wirkt dann der Banküberfall; das ist wie das Platzen eines vergnügten Flugzeuges. Banküberfälle gibt's überall, doch der klassische Typ dieser Gattung vollzieht sich immer noch in den Staaten. Jedes Volk hat nämlich in irgendeinem Vorgang seinen höchsten Augenblick: der Russe, wenn er Wodka trinkt, der Inder, wenn er sich auf Nagelspitzen schlafenlegt, der Deutsche, wenn er einem

Kommando Folge leistet (z. B. »Man trägt Trevira«), der Italiener, wenn er das hohe C singt, und der Amerikaner, wenn er einem den Revolver vor die Nase hält – dieses ist der Silberblick seines Lebens, hier ist er Herr über Leben und Tod, hier hat er seinem monotonen Dasein die höchste Dramatik abgerungen, nämlich etwas, das in die Zeitung kommt. Denn Amerika ist ja nicht nach seinem Entdecker Kolumbus benannt worden, sondern nach *Amerigo* – dem *Reporter*, der darüber einen Bericht schrieb. Der Idealfall wäre: erst den Revolver Vorhalten und dann als erster die Reportage darüber in die Zeitung telephonieren. –

Das wären also die sieben stets wiederkehrenden Normalnachrichten. Doch das Melancholische an ihnen stellt sich bald als Meistergriff der Regie heraus. Denn der Text einer Zeitung, das sind ›Worte, geschrieben auf die Rückseite von Inseraten«, wie Chesterton sagt. So braucht man nur die Textseiten umzublättern und ist in einem lachenden Paradies – das ist, so möchte man sagen, die tiefe gefühlsmäßige Entschädigung, die uns der Annoncenteil bietet. Hier ist alles billig, hier sind goldene Mittelmeerreisen, hier ist das Leben knitterfrei! Hier liebt alles speziell dich und will dich auf keine Weise verletzen, nicht einmal durch die bösen runden Zahlen. Schau nur: diese köstliche Krawatte kostet nur 4.95, dieses blütenweiße Hemd 9.95, und selbst der rassige Thanatos-Sechszylinder ist für 9995 zu haben. Und so endet die Vorstellung der Zeitung, wie das griechische Trauerspiel, mit einem erlösenden Lachen.

Aus »Gesichtspunkte«

Amseln und Bäume

Schade, daß die Amseln bald wieder aufhören werden zu singen. Nun ja, sie haben vier Monate lang ununterbrochen komponiert und improvisiert. In jedem Morgendämmern erhob sich, auch wenn es regnete, selbst wenn es schneite, ihr gemeinsames Quinquelieren zu etwas, was ich den *Amseldom* nenne; der drang sogar in den Frühgottesdienst hinein, doch störte das gar nicht, im Gegenteil! Vier Monate lang unaufhörlich zu improvisieren, Musik quellenartig sprudeln zu lassen ... Aber Sebastian Bach mußte ja auch wöchentlich seine Musik für die Thomaskirche liefern und Mozart seine für den Salzburger Dom und Johann Strauß seine für den Tanzsaal Sperl – daß einem Melodien einfielen, verstand sich einfach von selbst, denn die größten Tonschöpfer suchen nicht Melodien sondern wehren sich gegen Melodien. – Ja, die Amseln werden jetzt wieder bloß Prosa sprechen: ihren Warnungsruf, der eine Art Klappern ist, und ihr plötzliches Zorngezwitscher, das schon manche Katze erschreckt hat. Neulich bemerkte ich übrigens, daß die jungen, eben erst flüggen Amseln auch ein eigenes, ganz leises Piepen haben. Wer einmal zur Stimme bestimmt ist, fängt sogleich an; so ein Wurf Hasenhunde lebt noch von Muttermilch, aber bellt bereits wie bezahlt.

Was jedoch das Amselsingen betrifft, so ist folgendes festzustellen. Die Amsel singt jede Saison anders. Sie hat jedes Jahr neue, bevorzugte Läufe und Tonfolgen, richtet sich also im Singen nach einer gewissen Amsel-Mode. Dabei hat sie ihre Lokalmelodien: am einen Ende des Adlisberges singen die Amseln anders als am anderen. In der Stadt hat fast jedes Gartenviertel seine Spezialgesänge. Dabei entwi-

ckelt sich die Amselkunst und erreicht den Höhepunkt ihrer Singseligkeit im Juni. Eine besonders begabte Amsel, Ecke Minerva- und Gemeinestraße, hatte dieses Jahr lange, acht- bis zehntaktige Melodien. Eine bevorzugte fängt an wie der grausliche Schlager:

Schenk mir doch ein kleines bißchen Lie-be, Lie-be,
Sei doch nicht so böse zu mir.
Fühlst du nicht den innigsten der Trie-be, Trie-be ...

Dieser Schlager blieb mir in Erinnerung, weil er 1945, als die Russen schon ganz nah waren, in einer oben wohnenden Mädchen-Arbeitsgruppe [sie malten Granaten an] immer nervöser auf dem Klavier heruntergerasselt wurde, immer dasselbe. Dazwischen hörte man von ferne Kanonendonner. – Doch in der Amselkehle klang das entzückend, gar nicht banal, und man wollte dem kleinen Bur-schen gern Liebe schenken.

Der Amselgesang ist ein *recitativo umido*, wenn man so sagen darf, und ein Zwiegespräch. Eben darum ist das Amselsingen in Sätze gegliedert und erinnert an menschliches Sprechen. Als Siegfried Drachenblut getrunken hatte und nun die Vogelrede verstand, hat er sicher Amseln gehört. Auch besitzen Amselmelodien eine wunderbare Eigenschaft: sie ›haben's in sich‹, sie lassen sich musikalisch entwickeln. An Tagen, wo man gut bei Pfiff ist, kann man sie im Vorübergehen sogleich flötend variieren und entfalten. Doch schenken die Amseln dem keinerlei Beachtung – im Gegensatz zum Pirol, der, wenn man ihn pfeifend nachmacht, sogleich Wutanfälle bekommt und ›auspackt‹. Nun ja, das ist sein Tropenkoller, er ist ja ein tropischer Vogel: samtschwarz und brennend gelb. [Ich hab ihn nur einmal im Leben gesehen.]

Ich kenne eine Amsel in der Nähe des Artergutes, die hat sich auf Jazz spezialisiert; in ihrem Schnabel birgt sie ein ganzes Schlagzeug: Trommeln, Kastagnetten und was

noch alles – und damit klappert, trillert, quarrt und kichert sie in bezauberndem Brio.

Die Amsel macht sich aus ihrer Umgebung nichts, denn sie schafft Umgebung. Ihre Künstlernatur zeigt sich auch darin, daß sie, die scheue, beim Singen alle Schüchternheit verliert. Dann gibt es für sie nichts als Publikum und Akustik, und sie postiert sich zwischen Häuserwänden, auf Dachgiebeln, Flaggenknöpfen und Fernseh-Antennen wie ein Caruso an der Rampe. Neulich hab ich doch eine Amsel Ecke Bahnhofstraße und Bahnhofplatz singen hören, mitten im Verkehrsgebräuse. Wohl der anmutigste Versuch einer Lärmbekämpfung.

Zum Wesen der Amsel gehört ihre Plötzlichkeit; sie ist ein süßer, plötzlicher Vogel. Sie kann nicht stetig und nähmaschinenhaft wie eine Taube trippeln, sondern sie hält entweder still ›wie angemalen‹, oder läuft hastig tatatatátám! und bleibt dann wieder still. Ebenso ist auch ihr Flug eine schwirrende Überraschung.

Die Nachtigall ist ein Virtuose, doch die Amsel ein Künstler: sie ist der einzige Tonschöpfer außer dem Menschen. Und wie der Künstler im ›wirklichen‹ Leben oft nicht sehr praktisch ist [weil es für ihn etwas Unwirkliches hat], so ist auch die Amsel fürs Praktische ein wenig unbegabt. Jeder Rabe überragt sie turmhoch an Intelligenz, aber dafür hat er eben nur sein ›Krah‹. Zum Beispiel kann sich die Amsel nicht in die Situation hineinfinden, daß ihr jemand Futter streut. Ich habe meinen Gartenamseln einen Winter lang täglich Futter gestreut, vor ihren Augen, doch immer flogen sie, wenn ich leise ans Fenster zum Streuen kam, unten entsetzt weg. Sie hielten hartnäckig an der Fiktion fest, daß sie mir das Futter raubten, stahlen, unberechtigt wegnahmen ...

Aber man soll Künstlern solche Eigenheiten nachsehen.

Erstaunlich ist die Durchschnittshöhe der Bäume. Nimmt man den kleinsten Strauch und die riesige kalifornische

Sequoia, so steht der normale »Baum« gerade in der Mitte, und der Mensch wiederum zu diesem in Beziehung, so daß man zwar überragt wird, aber doch nicht winzig wird. Man hat neulich Überbleibsel von Tieren gefunden, die zwölf Meter hoch waren. Die Unglückswesen! Sie stammten noch aus der Experimentierzeit der Natur. Darum lieben ja Elephanten so zu baden, weil sie im Wasser leicht werden. Der Mensch scheint wirklich das mittlere Maß aller Dinge zu sein.

Bäume im Walde können sogar einförmig wirken; solche im Park kommen weit mehr zur Geltung, aber am schönsten sind Bäume nahe an Häusern in der Stadt, und das haben die heutigen Architekten ganz richtig begriffen. Bäume sind manchmal Schutzgeister von Häusern, wie jener Laubriese, der sich über ein Bauernhaus am Mondsee neigte. Trotz der vielen Gewitter dort, hatte das Haus keinen Blitzableiter: »Das fängt der Baum auf; der Blitz fährt in den Baum«, sagte mir die Bäuerin. Und wie wunderbar steht so eine alte Linde vor dem Rathause eines Städtchens.

Zürichs schönste Bäume sind vor allem die vier Gewaltigen am Seeufer im Arboretum. Schon die mächtigen Kanneluren dieser Baumsäulen wirken erhaben. [Als ich neulich die umherliegenden Trommeln eines in Stücke gesägten Baumstammes sah, an denen die Borke-Rillen noch stehengeblieben waren, wurde mir klar, woher die Kanneluren der griechischen Säulen stammen: die Säulen der ersten Holztempel waren ungeschälte Holzstämme mit ihrer Rinde gewesen. Wieviel Wald muß Hellas damals noch gehabt haben!] Im Riesenreich der Äste jener Vier hängen zum Frühling plötzlich, noch vor den Blättern, überall bräunliche, raupenartige Gebilde: die fallen dann herunter, und das Ganze umschwebt ein süßbitterer Duft – das Frühlingsgefühl der vier Gewaltigen.

Nur haben Stadtbäume leider einen Feind: den Asphalt. Der reflektiert so unbarmherzig die Sonnenglut ins Laub

hinauf, daß sich die Blätter schon längst rostbraun, papilotenartig gekrümmt haben, während die Bäume nebenbei auf dem Rasen noch grün und frisch sind. Auch kann es einem Baum oder Strauch, der aus dem Süden hierher verpflanzt ist, widerfahren, daß er sich in den nördlichen Lebensrhythmus nicht einzuschwingen vermag. So gibt es in meinem Garten ein Riesenexemplar des Strauches ›Mahonia‹, dessen ein wenig lackierte Blätter und sehr frühes Blühen auf südliche Herkunft schließen lassen. Seine Blätter sind so schön gewölbt, daß jedes Ästchen wie aus einem japanischen Holzschnitt gewachsen zu sein scheint, besonders wenn Silbertropfen draufliegen. Dieser Strauch pflanzt sich mit Hilfe der botanischen *postillons d'amour*, der Bienen, Wespen und Hummeln, fort. Kaum sind im März seine gelben Blüten da, so wissen es durch Duftradar alle umwohnenden Bienen und umwimmeln vier Tage lang den Strauch. [Das jährliche Liebesleben einer Ricke dauert auch nicht länger als eine Woche.] Doch dieses Jahr, und auch früher schon mehrmals, blühte die Mahonia gelb auf, aber keine Biene kam, weil es zu kalt war. Wie gekränkt muß sich so ein Strauch fühlen! ... In seiner ganzen diesjährigen Blütezeit hab ich lediglich *eine* Hummel bei ihm entdeckt, und auch die kam wohl nur, weil sie einen so dicken Pelz hatte. Verfehlte Duftspekulationen! ...

Einen wunderbaren Baum gibt es in der Stockerstraße, gegenüber dem Claridenhof, nicht weit vom See. Das ist eigentlich ein ungeheurer Strauch mit sechs, sieben auseinandergebogenen armdicken Stämmen. Er ist kein Nußbaum [ich bin in Botanik schwach], doch hat er ähnliche Blätter, nur daß sie nicht deren rauhsilbrige Härchen besitzen. Wenn die Sonne sein Laub verklärt, so ist wirklich ›grün des Lebens goldner Baum‹. Ich liebe es, in sein Blatt- und Stämmegewirr hineinzublicken, weil es dort so ruhig ist. Auch sehe ich ihn gern im Vorübergehen sich über mich wölben, und höre dabei immer jene Stimme des

Waldes in den ›Letzten Tagen der Menschheit: ›Der Seele war in meinem Dom, / ihr Christen hört, ihr ewiges Rom!‹ – Dabei fällt mir ein, daß Karl Kraus einmal, zwölf Jahre nach Erscheinen dieser Verse, sagte: ›Denken Sie, neulich fiel mir etwas Furchtbares auf: daß in der Zeile ›ihr Christen hört, ihr ewiges Rom!‹ das ja zwei völlig verschiedene ›ihr‹ sind! Das ist jetzt nicht mehr zu ändern. Beim Schreiben war es mir gar nicht aufgefallen.‹ ›Das macht gar nichts‹, meinte ich.

Wenn man auf der Hottingerstraße zum Heimplatz geht, steht dort, rechts vom Kiosk, eine der größten Baum Schönheiten Zürichs. Dieser Riese hat ein so wunderbares Geäst, daß es auch laublos, im Winter, immer noch durch seine Harmonie bezaubert. [Bäume sind ja am rührendsten in jenen paar Frühlingstagen, wo sich das Laub eben erst hervorwagt: dann allein kommen Innen und Außen, Geäst und Blattwerk, am reinsten zur Geltung.] Und jedesmal, wenn ich herankomme, möchte ich auf den Baum schießen. Er ist nämlich ein alter Gigant und hat oben am Wipfel zwei vertrocknete Äste, die unschön aus dem Laubmantel hervorstechen wie die Ahle aus dem Sack. Mit Zielfernrohr und angelegtem Lauf könnte man die beiden sehr wohl herunterholen. Diese beiden Äste erinnern mich immer an Bismarck. Denn der hatte eine große Liebe zu Bäumen, und es tat ihm stets leid, wenn sein Oberförster im Sachsenwald wieder einmal das Fällen und Schlachten solch eines alten Riesen dekretierte. Die Todesreife erkennt der Forstmann an den verdorrten Ästen in der Baumkrone. Darum schlich sich Bismarck mit seinen Söhnen oft in den Wald, um solche tote Äste und Baumkronen abzuschießen, damit die Bäume noch weiter leben konnten. Ist das nicht entzückend? Welch ein schöner Schuß: nicht zum Töten, auch nicht in die monotone Zielscheibe, sondern eine zur Erhaltung des Lebens. Und welch eine taktvolle Zurückhaltung gegenüber seinem Oberförster, dem er doch einfach hätte befehlen können. – Aber ihn, Bismarck, hat man ja auch zu früh gefällt!

Aus »Die Stimme der Straße«

Atem der Länder

Wenn alle Beschreibungen von Paris zu Rate gezogen, alle Photographiealben durchblättert sind, dann bleibt immer noch ein Etwas, ein Wichtiges, das nur jener erfährt, der seinen Fuß auf die Plattform der Gare du Nord setzt: der besondere Geruch von Paris. (Genau so wie die Wohnung meiner Tante Jettchen ein höchst eigenes Parfüm von Lakritze und Nähkörbchen besaß, hat auch jede alte Stadt, wo die Menschen jahrhundertlang dasselbe gegessen, gelebt und gedacht, ihren spezifischen Duft und Dunstkreis!) Der Duft von Paris! – er ist schwer zu beschreiben; die Nase wittert ihn am reinsten an einem nebligen Vormittag, wenn das bekannte Minimum d'Irlande der Wetterberichte fein zerstäubt aufs Quartier heruntertröpfelt, die diversen »Herboriste« und »Epicier« zeitunglesend in der Tür stehen, die Glutbecken vor den Cafés nachgeschüttet werden, und dieses ganze Bukett dank ein paar Rauchkringeln von Maryland-Zigaretten nun zu Fülle und Vollendung erwächst. Er ist muffig wie Plüsch und wurmstichiges Holz, dieser Duft, er schwebt durch die Lokale und Treppenhäuser, er nistelt in Kramläden und Alkovenbetten, kein Neubau, keine Benzin-Pumpstation ist vor ihm sicher, – mutig und muffig dringt er über die Fortifications hinaus, klettert tollkühn per Lift auf die höchste Eiffelturmspitze und kennt nur einen Feind: den schweren, beizenden Katakombengeruch der Métro, welcher ihn aus den Tunnels schmählich in die Flucht schlägt. Es ist die animalische Witterung von Lutetia Parisiorum. Mit jedem Atemzug eingeatmet, ist er das größte, das immerwährende Erlebnis von Paris. Und das nicht nur für meinen Foxterrier, sondern für jede empfindende Nase – diesen Rauchfang der Erinnerung! Dieses fleischerne Teleskop in die Vergangenheit!

Warum beschränkt sich die Parfümindustrie ausschließlich auf die Erotik? Warum wirft Herr Coty nicht zum Beispiel ein Parfüm »Schweden« auf den Markt? Denn kein Sachverständiger wird doch bestreiten, daß ganz Schweden, wie es dasteht, inklusive Lackmöbeln, Kapitänsmützen und Flaggenstangen, einen speziellen Duft besitzt, ohne dessen Witterung keiner je erfahren kann, was es mit diesem Lande eigentlich auf sich hat. Ein Parfüm, das man geschlossenen Auges in sich saugt, und bereits jenen wundervollen Schmerz fühlt, mit dem die Seele sich in Erinnerung weitet. Ich kann sogar das genaue Rezept dafür geben: 90 Prozent Holzteer, 8 Prozent Birkenknospen und 2 Prozent Punsch, Marke Cederlund. Denn in Schweden riecht alles – der Bahnwagen wie der Lyrikband, das Fichtendickicht wie die Lilla Vattugatan – ein klein wenig nach Teer. Und falls der geneigte Leser sich ein wenig tiefer neigen sollte – sagen wir auf einen goldenen Mädchenkopf –, so wird er auch dort einen unleugbaren Teerduft feststellen und sehr im Unrecht sein, wenn er das auf banale Teerseife zurückführt. Warum, frage ich, gibt es immer noch kein Parfüm »Schweden«?

Man halte das nicht für stoffliche Schnüffelsucht, jeder, dem es um das Wesentlichste geht, wird Düfte lieben, denn Parfüms heißen ja nicht ohne Grund »Essenz«. Auch die Erinnerung – geistigster Vorgang – gibt die Essenz eines Erlebnisses. Und was schenkt uns denn die Riech-Essenz anderes, als jene Essenz der Erinnerung? So rührt der Geruch, dieser animalischste Sinn, ganz unmittelbar an das Geistige im Menschen. Aber auch von der anderen, der objektiven Seite her. Denn wie der Herbstduft des Sterbens mehr als gekreuzte Knochen bedeutet, so ist der Frühlingsduft des Liebens mehr als Gestalt: er ist der Drang nach Gestaltung, er ist die Überfülle! Wenn alles Lebendige in der Zeit von Blüte und Brunft zu duften anhebt, so wird nur ein zweckbefangener Rationalismus do-

zieren, daß eben das Männchen sich dem Weibchen bemerkbar machen will. Als ob die Nachtigall mit ihrem Gesang bloß Rendezvous' verabredet! Nein, der Duft ist zwar das, aber noch viel mehr: er ist die Urfreude alles Lebendigen, jenes »Gott den Herrn loben« der Kreatur, von dem die alten Theologen soviel zu berichten wußten. Wuchs doch in verwandter Geisteszone das Wort: »Er stand bei dem Herrn in gutem Geruch«.

Was gäbe ich darum, wenn ich z. B. jetzt, gleich, den Geruch »Zentralasien« spüren könnte! Denn man lasse sich durch Filme, Bilder und Bücher nichts vormachen – die Hauptsache, das realste Erlebnis »Zentralasien« ist eben jener Duft, in dem die Menschen dort ahnungslos atmen, und wonach alles riecht: die Moscheen, die Papierlaterne, die Kamele und auch die Heuschreckenschwärme, die einem in die Suppe fallen. Dieses Rätsels Lösung heißt »Löß«. Löß ist der Erdboden, Löß ist die Stadt, Löß der Straßenstaub wie die Sandhose der Wüste, das Tongefäß wie das Zahnpulver; und kommt eine Zeitung aus Moskau, und übergibt sie dir der Hoteldiener, so wird auch sie nicht anders duften, wie er und alles – nämlich nach Löß.

Genau so wie in Baku alles nach Petroleum. Ja, ich habe mir sogar sagen lassen, daß auch die ganze Wüste Gobi samt angrenzenden Bezirken vorzugsweise aus diesem merkwürdigen Löß besteht. Das ist doch wichtig. Das ist doch der Geruch des riesigsten Teiles der Erde – und wir haben kein Parfüm davon! Ein Jammer, was uns da alles verloren geht. »Die Wüste Gobi in der Westentasche« – sei fortan Devise aller fortschrittlichen Parfümfirnen!

Doch es gibt ein Parfüm, das jeder kennt, das erregendste, phantastischste, welches sämtliche Länder, Menschen und Vegetationen in sich begreift, und dazu noch alle Erotik des Zufalls, allen Reiz amerikanischer Geschwindigkeit. Sie haben es erraten; es ist das bekannte Parfüm »Interna-

tionaler Schlafwagen«. Kaum hat man den teppichbelegten Waggonkorridor (mit seiner endlosen Perspektive von poliertem Mahagoni und Trinkgeldern) betreten, wo immer das eine Bild der drei schmauchenden Holländer hängt, wie sie dem Dampfer nachgucken – so spürt man auch schon mit bebenden Nasenflügeln die gewisse Mischung aus Lederduft, frischer Wäsche, Plüsch und Lokomotive, welche sich seelisch sofort in Komfort und Abenteuer umsetzt. Mit einem Atemzuge sind wir heraus aus Stubenwarm, Büroluft und Alltag; wir sind nicht mehr Müller, sondern Menschen, und auch die Dame aus dem Nebenabteil ist nicht mehr Frau Schulze, sondern eine Dämonin erster Klasse.

Am abenteuerlichsten aber sind jene Duft-Zufälle, die uns von Nirgendher anwehen und das graue Außen in ein Innen überblenden. Denn unser Inneres ist ja ein Keller von gut abgelagerten Erinnerungs-Jahrgängen. Man geht auf der Augsburger Straße und weiß von nichts, aber schon lauert hinter der nächsten Ecke so ein Duft, so ein haariger Faun mit Engelsflügeln, und weiß genau, daß er dich im nächsten Moment die Kellertreppe deines Innern hinunterwerfen und wermtsvoll berauschen wird. Bei diesen Duft-Wegelagerern ist die Mischung alles: Kerzengeschwele plus Kuchen macht Geburtstag und Auerbachs Kinderkalender, aber dieselben Wachstränen plus verbrannte Tannennadeln sind bereits Weihnachten, so daß man wieder schon den Schnee riecht; Rosen plus Terpentin sind ein Saal im Schloß; man hört den Gärtner harken, aber Rosen plus Seetang sind ein Wind, ein himmlisches Kind, das über Gras und Wellen läuft. Und dabei halten sie uns oft großartig zum Narren, denn es gibt nachspottende Düfte, Duft-Mimikrien, denen keine Assoziation toll genug ist: ein alter Bierrest haucht plötzlich Gartendüfte aus, Fichten im Schnee riechen unversehens nach vermoderten Bibliotheken, und ein städtisches Gaswerk machte mir gestern so listig den Duft »Rigaischer Hafen«

vor, daß ich den großen roten Schornstein eines P&O-Dampfers langsam durch die Häuserlücke gleiten sah. Oh, wenn wir das Vergangene ansehen, wird es lebendig, und wir schauen ihm als Längstverstorbene nach. Zweifellos ein komisches Ding, diese Nase. Eine Träne im Auge – wie ernst; dieselbe an der Nasenspitze – wie lächerlich. Ein komisches Ding, oft bewitzelt, immer beleidigt in unseren rauchigen, benzinstotternden Städten. Doch es gibt ein Mittel, um sie wieder gut zu machen, und ich kann es jedem empfehlen. Man gebe für drei Tage das Rauchen auf und verschaffe sich zugleich einen Schnupfen. Möglichst mit leichtem Fieber. Bestürzt und dankbar wird man auf jedem Spaziergang tausend Arome atmen. Da wird man sehen, daß man sich an Düften wirklich betrinken kann: selig schwanken wir von einem Birken-Flip zum nächsten Ahorn-Cocktail, und können nicht genug die Weisheit der Schöpfung preisen! Wirklich, es kostet Sie nur einen lumpigen Schnupfen, und schon schlägt warmes Leben durch Ihre Adern. Erkälten Sie sich.

Cäcilie

Vielleicht aber ist das Leben des Genies eine ununterbrochene Kette solch einmaliger Begegnungen? Vielleicht nimmt es darum den Kampf mit der Langeweile so gereizt als persönliche Herausforderung auf? Und stammt von daher nicht auch unser Abscheu vor aller Repetition, vor Ratten, Insekten, Sekundenzeigern und in der Hand gehaltenen Filmstreifen, mit ihrer zeitverlassenen Raumwerdung?

Jedenfalls will ich schnell von noch einer Begegnung erzählen. Als junger Student besuchte ich einmal mit den Kameraden ein Varieté schäbigen Ranges, Eintritt zwanzig Pfennig. Es war irgendwo im dunkelsten Sachsen und die Beleuchtung Gas. Lärmend ergriffen wir Platz an einem langen Tisch, dicht vor der Estrade – es war ein Lokal, wo jedermann sich verpflichtet fühlte zu randalieren. Der Vorhang ging auf und enthüllte ein spielberechtigtes Damenorchester: sieben oder acht Mädchen in weißen Blusen, wie es damals Mode war. Eine zierliche Blonde war die Direktrice und erste Geige; sie alle sahen ganz gut aus, aber die Cellistin war wirklich lieblich: dunkles Haar, große braune Augen und irgendeinen süßen Ausdruck in dem reizend gesunden, vollen Gesicht. Gibt es etwas der Welt Ausgelieferteres, als so ein obskures Damenorchester, Eintritt zwanzig Pfennig? –

Schrumm! fing die Musik an zu spielen, was konnte es schon für eine Musik sein? Und als der beschleunigte Güterzug endlich wieder Station machte, erhob sich einer von uns, ein Schwede, ziemlich taumelnd, winkte mit der Hand vage auf das verklungene Werk und rief der Cellistin zu:

»Fröken Kontrabassist, – war das nicht etwas zu oberflächlich? ...«

Worauf die Cellistin ein wenig errötete und lächelte. Denn wirklich, sie war ja selbst mehr Musik, als sämtliche

Viljas und Waldvöglein im Klumpen genommen ... In der Pause baten wir die Damen an unseren Tisch. Ich kam zufällig neben Fröken Kontrabassist zu sitzen und war verlegen, weil sie so lieblich war. Da begann sie und machte richtig Konversation, denn das gehörte ja zu ihrem Beruf.

»Wir waren vorher in Zwickau, Café Zentral«, sagte sie, »einen Monat lang.«

»So«, sagte ich und prostete ihr höflich zu, »das ist sehr interessant.«

Da schien sie einiges Vertrauen zu fassen:

»Und vorher«, sagte sie mit wichtigem Kindergesicht, »vorher, da waren wir in Bamberg. In Bamberg – da ist es so heilig ...!«

... Man hätte ja vor ihr auf die Knie sinken können, aber schon setzten wir schwankenden Gestalten unsere Bierreise fort. Ich habe sie nie wiedergesehen, weder am nächsten Tage, noch überhaupt; es war ein neues Programm. Doch ich habe seitdem immer den heimlichen Wunsch gehabt, einmal nach Bamberg zu kommen.

Lyrik

Erwachen

Zwischen Tag und Nacht
bin ich kaum erwacht,
– alles schläft noch, nur die Augen sind schon auf.
Habe keine Eile,
eine kleine Weile
wartet noch der ganze Tageslauf.

In dem grauen Schimmer
seh ich schon das Zimmer
und bin so leicht und so erfüllt;
zwischen Traum und Wachen,
zwischen Trän' und Lachen,
lieg' ich regungslos und eingehüllt.

Grüne Vogelweise
durch das Fenster leise
trägt der erste Wind mir ans Gesicht,
und was ich erlebe
hält mich in der Schweben –
und ich liege still im Gleichgewicht.

Romanisches Café

Hier wächst kein Gras, hier wuchert die Idee –
hier tüncht das Licht uns alle leichengrell.
Zur Traumvision wird plötzlich der Portjeh,
ein Pumpversuch gespenstisch materiell.
Ich lieb dich, Notre Dame du Café!
Auf Marmor klingt dein Lachen silberhell.
Du gehst; kein Blick; für immer; ich versteh ...
– Mir ein' Zitrone, Ober, naturel!



*Ruth Weilandt-Matthaeus im Park von Janowitz, 1963.
Foto: Westfälisches Literaturarchiv Münster.*



*Sigismund von Radecki im Park von Janowitz, 1963. Foto:
Westfälisches Literaturarchiv Münster.*

Wie Liebe und Tod nach Gladbeck kamen – eine Liebesgeschichte

Nach Gesprächen mit Ruth Weilandt-Matthaeus, auf- und nachgezeichnet sowie koloriert von Gerd Herholz

1946, der Krieg war zu Ende, Johannes war aus der Gefangenschaft zurückgekommen. Ausgehungert waren wir, heißhungrig, auch auf Lesestoff. Aber wir hatten nichts, nullkommanichts, er nicht, ich nicht, bis Johannes in Wurzen die Arbeit in der Molkerei bekam. Endlich konnten wir Bücher kaufen, auch welche von Sigismund von Radecki. Wir liebten den, noch ehe wir ihn persönlich kannten. Johannes hat für die Molkerei Kühe gezählt, Statistik gemacht. 1948 kam eine Anfrage von seiner alten Arbeitsstelle, einem Essener Reisebüro, das ist das große Ding am Bahnhof, eine Anfrage, ob er sofort wieder anfangen wolle. Was Besseres konnte ihm nicht passieren. Ich blieb noch in Wurzen. Als das wirklich was Festes wurde in Essen, bin ich zweimal schwarz über die Grenze, durch die Wälder mit zwei Koffern, da war alles drin, was ich so an Klamotten besaß, paar Löffel, paar Teller. Einmal bin ich von Russen erwischt worden. Aber das ist eine andere Geschichte, die ich ein anderes Mal erzähle. Diese Russen haben mir, ohne mir etwas zu tun, ganz freundlich über die Grenze geholfen. Das glaubt kein Mensch. Und jetzt kommt ein merkwürdiger Zufall: Wir lebten in Essen damals, in nur einem Zimmer in einem kaputten Haus, dem Elternhaus von Johannes. Teile des Daches waren aus Wellblech, damit es nicht durchregnete. 1948 war das, in der Siedlung Feldhauskamp. Einige Häuser weiter wohnte eine Dame, die hatte einen süßen Pekinesen, auf den waren wir gleich scharf. Irgendwann lud sie uns zum Kaffee ein und im Gespräch stellte sich heraus, dass sie viel über Radecki wusste. Die Dame war Gertrud Jahn, eine geborene Kirmse. Der hatte Radecki sein Buch

Nebenbei bemerkt gewidmet, erschienen bei Rowohlt, ihr und ihrer Freundin Ziegler, also: *Gertrud Kirmse und Liselotte Ziegler gewidmet*. Ich habe das sogar hier, ich müsste nachschauen. Und diese verwitwete Gertrud Jahn wohnte jetzt neben uns. Sie war seit Langem persönlich befreundet mit Radecki. Oft hat sie von ihm erzählt und mir Bücher von ihm geliehen, die ich noch nicht kannte.

In den 50er-Jahren zogen wir nach Moers. Da waren wir schon Radecki-Fans, wir standen auf Radecki. In Moers hatten wir ein eigenes kleines Reisebüro gegründet. Den guten Kontakt zu Frau Jahn hielten wir. Ich fuhr oft nach Essen und habe sie besucht, weil sie mir so viele schöne Dinge, aber auch andere erzählt hat. Also, Radecki sei schwierig, sie könne für nichts garantieren, wenn ich ihn mal selbst vor mir hätte, er könne sehr brüsk sein, wenn ihm nicht gut sei, dann sei er so kurz ab und die Leute beschwerten sich »Ist der arrogant!«, und so was. Ich war also eigentlich schon vorbereitet.

In Essen hatte ich antiquarisch ein Buch erstanden, von Jean Paul, so eine ganz kleine Schwarte, die schickten wir Radecki zum Geburtstag nach Zürich, die Adresse hatten wir von Frau Jahn. Das war der erste Kontakt. Einmal Anfang der Sechziger – glaube ich – kam von Gertrud Jahn, sie wohnte nicht mehr in Essen, ein Anruf. Sie wollte sagen, Radecki lese in der städtischen Bücherei in Düsseldorf. Das war so im ..., auf jeden Fall eine kühle Jahreszeit. Wenn wir hinfahren könnten, sollten wir doch schöne Grüße ausrichten, sie selbst könne nicht, sie sei krank.

Da waren wir natürlich begeistert. Wir haben den Laden einfach zugemacht, sind nach Düsseldorf. Das war die Zeit, da waren Dichterlesungen proppenvoll. Selbst die in Düsseldorf, wo sie große Büchereien hatten. Radecki las *Der eiserne Schraubendampfer Hurricane*, sehr spannend. Wir waren fasziniert, alle waren fasziniert. Die Leute liebten das, dieses Exotische. Und wie der lesen konnte! Doch

dann war Schluss, und mein Mann meinte nur: »Ich hole unsere Garderobe, du kannst ja in Radeckis Garderobe gehen, schließt dich da der Schlange an und lässt signieren.« Da stand ich also in der kleinen Garderobe und hab' mich einfach immer wieder an das Ende gestellt. Du kannst dir vorstellen warum. Ich hörte, wie er jedes Mal, wenn die Leute mit ihm sprechen wollten, einfach nur *Sigismund von Radecki* ins Buch schrieb. Wenn dann auch nur jemand sagte: »Ach Herr von Radecki, das Buch ist so schön, aber die vielen Druckfehler ...!«, die fingen dann an, irgendwas fachzusimpeln. Als das passierte, ging bei ihm ein Vorhang runter. Sein Gesicht fiel richtig zusammen und Radecki antwortete nur, ja, das sei halt so. Und Schluss. Dann nur noch: »Bitteschön«, »Danke«, »Bitte«, »Danke«, so ging das. Also habe ich mir gedacht, der hat so wunderbar gelesen, und wenn er eben zu müde ist, bedankst du dich und dann schwirrst du ab. Es war so schön, da soll man nicht noch mehr verlangen.

Ich wartete bis zuletzt, dann stand ich da und der schaut noch nicht einmal auf, und ich sage: »Guten Abend, Herr von Radecki, ich möchte mich auch im Namen meines Mannes bedanken, es war so eine wunderbare Lesung«, und da habe ich irgendwie, es sind alles so Zufälle, habe ich hinzugefügt: »Das war schöner als Kino!«

Ich wusste gar nichts, wusste nicht, dass er jeden Abend ins Kino ging, der konnte ohne Kino nicht leben. Jeder Film wurde angeschaut. Später, in Zürich, habe ich das gemerkt, manchmal schreckliche Filme, die mir nicht gefielen. Ein paar Mal bin ich verärgert 'rausgegangen.

»Herr von Radecki, mir gefällt das nicht, seien Sie nicht böse, ich möchte jetzt gehen.«

»Ja, ja, natürlich, gehen Sie.«

Und er blieb sitzen. Aber manchmal haben wir auch zusammen geweint. Das war bei *Frühstück bei Tiffany*, da haben wir zusammen geweint.

Als er also in Düsseldorf hörte, dass ich sagte: »Das war schöner als Kino!«, da schaute er auf, da guckte er mich richtig groß an – sonst hat er die Augen immer so halb zugehabt –, so hat ihm das gefallen, auf einmal ist er wieder aufgeblüht.

»Ich soll auch schöne Grüße von Frau Jahn ausrichten.«

»So? Danke schön, wie geht's ihr?« So richtig steif.

»Es geht ihr gesundheitlich nicht so gut.«

»Ja, das ist schade.«

Ich hatte immer noch das Buch unterm Arm, vergessen, vor lauter Begeisterung.

»Ist das Buch da zum Signieren?«

»Ja, Entschuldigung, bitte schön.«

So, jetzt schrieb er. Ich dachte, was machst du denn jetzt?

»Herr von Radecki, wir verstehen das, wenn Sie jetzt absagen, aber mein Mann hat mir aufgetragen, Sie zu fragen, ob wir Sie zur Erfrischung irgendwie einladen könnten in das Café da vorne oder wohin Sie wollen.«

Das hatte ich natürlich erfunden.

»Ich kann verstehen, dass Sie erschöpft sind«, aber ich hab's halt versucht. Da guckt er wieder groß und sagt:

»Ach wissen Sie, ich bin so müde, ich möchte jetzt gerne ins Hotel.«

»Ja, das verstehe ich. Danke.«

»Aber, wissen Sie, ich bin morgen den ganzen Tag in Düsseldorf, und wenn Sie wollen, dann können wir uns morgen treffen.«

Und ich darauf: »Das werde ich meinem Mann sagen. Ich weiß nicht, wie sein Dienst ist.« Wir konnten den Laden schließlich nicht einfach ein paar Tage zumachen.

»Ach«, sagte er, »ich wohne in dem und dem Hotel«, den Namen weiß ich jetzt nicht mehr, »rufen Sie mich doch bitte morgen früh noch einmal an.«

Das haben wir gemacht, angerufen von Moers aus, und er fragte: »Wollen Sie am Nachmittag kommen oder am Abend?« Da habe ich geschaltet und gedacht, wenn du

sagst: »Am Nachmittag«, dann hat man eventuell den Abend noch, wenn ich sage: »Am Abend«, dann muss man um zehn Uhr verschwinden.

»Wenn es Ihnen recht ist, dann nachmittags.«

»Gut. Und wollen Sie mich abholen?«

Ja, denn wir hatten damals doch ein Auto, einen Opel. Ich habe natürlich gedacht, er will mit uns in ein Lokal gehen.

»Wir möchten Sie ein Stück über den Niederrhein fahren, wenn das Wetter gut ist, und dann irgendwo eine Tasse Kaffee trinken.«

»Ja«, sagte er, »ich hätte eher gedacht ... bei Ihnen Zuhause?«

»Ach, Herr von Radecki, wir wohnen in einem schlecht möblierten und schlecht heizbaren Zimmer.«

Das war damals so, wir sind da eingewiesen worden und wohnten immer noch da. Ein kleiner Raum, eine Küche mit einem alten Kohleherd drin, mehr nicht.

»Eigentlich macht mir das nichts. Aber heizbar müsste das schon sein. Wissen Sie, ich habe bei Else Lasker-Schüler in ihrem kleinen Dachkämmerchen gesessen und das war so gemütlich.«

Ich entschied aber: »Wir holen Sie ab und wenn es Ihnen recht ist, dann fahren wir irgendwo Kaffee trinken.« So haben wir es gemacht und sind in Büderich gelandet, im »Landsknecht«, ein Ausflugslokal, da war kein Mensch.

Wir tranken gemütlich Kaffee, aßen Kuchen und unterhielten uns. Es war sofort so, dass wir über dieselben Sachen lachten. Wenn er was erzählte oder wenn mein Mann aus seiner Praxis Reisebüro was erzählte, dann waren wir eine Lachgemeinschaft. Er kam aber auch auf ernstere Themen und wir waren plötzlich bei Alexander dem Großen gelandet und er sagt:

»Ja ...«

Und ich sage »Es waren alles nur grausige Kriege, die mussten bloß immer Kriege machen.« Er darauf: »Wenn

der Alexander nicht gewesen wäre, dann müssten wir alle Pferdemilch trinken.«

»Na und? Erstens mal wären wir daran gewöhnt und zweitens, warum denn nicht?«

»Ach ...«, er hat mich ganz entsetzt angeschaut. »Ja, wenn Sie das so sehen.«

In dieser Art und Weise ging das Gespräch und plötzlich war es acht Uhr abends. Da haben wir gesagt, wir müssten jetzt gehen und er hat auch gesagt, es werde jetzt Zeit: »Ich habe im Hotel das Abendessen bestellt.« Wir fuhren ihn nach Hause ins Hotel und zum Abschied hat er sich für den schönen Nachmittag bedankt, und wir haben uns auch bedankt. Mir hat er zugenickt: »Es war sehr amüsant.« Als ich ihm später, nach vielen Jahren, erzählte, was er da gesagt hatte, wie ich ihm das wiedererzählte, wie das gewesen war: »Ach ja?«, sagte er, das war ja, ja, ja, da hat er sich erinnert.

»Aber habe ich das wirklich gesagt?«

»Ja, Sie haben gesagt: ›Es war sehr amüsant.‹«

»Das war doch nichts Schlimmes.«

»Nein, aber zu wenig.«

Zum Schluss meinte Radecki noch: »Ich lese morgen in Herne, das ist nicht allzu weit von Moers. Wenn Sie können und wenn Sie wollen und wenn Sie Lust haben, ich mach' auch ein anderes Programm.« Natürlich sind wir nach Herne gefahren. Da war Radecki noch relativ jung und noch gar nicht so krank. Der Veranstalter lud ihn hinterher zu einem Abendessen ein. Später nahm er das überhaupt nicht mehr an. Kurz vor Beginn kamen wir an, wir suchten ihn auf und er hat sich gefreut. Er hat uns vorgestellt:

»Das sind Freunde, ich möchte sie gerne nach der Vorstellung mitbringen.« »Selbstverständlich, Herr von Radecki.«

An diesem Abend las er seine Übersetzung von Gogols *Die Nase*, das ist eine Geschichte, da ist der ganze Abend weg.

Wir haben uns später herzlich verabschiedet, Adressen hatten wir schon ausgetauscht. Wir sind glücklich nach Hause gekommen, haben geschwärmt, das war ein Erlebnis, ach, war das herrlich in Düsseldorf und Herne, und haben uns weiter gar nichts erhofft.

Später reiste Radecki erneut durchs Ruhrgebiet. Da gab es in Bochum eine Vermittlung, Wortmann hieß der Mann, glaube ich. Der besorgte die Vermittlung von Schriftstellern für Lesereisen, Vorlesebüro oder so was, Vortragsamt. Der hat Radeckis Tournee geplant mit Zugverbindungen, die waren zum Teil so schlecht, dass er manchmal irgendwo lange herumsaß, und da hat mein Mann gemeint, abends war er ja frei, er könne ihn mit dem Auto fahren. Das hat er natürlich gerne angenommen. Wir sind mit ihm gefahren, jeden Abend, überall war das Publikum anders. Er war sehr penibel, er brauchte sehr viel Licht, wollte immer ein Glas Wasser, aber bitte kein Mineralwasser, einfach aus der Leitung, weil er sonst Aufstoßen hatte. Rechts die Lampe, links das Wasser und einen Tisch und einen Stuhl. Das klappte fast nie. Meistens hatten sie da eine Flasche Wasser hingestellt. Nichts klappte, obwohl Herr Wortmann sehr tüchtig war, überallhin hatte er alles Wichtige geschrieben, aber wie es so ist. Da war Radecki froh, wenn ich immer vorher hingegangen bin und mir alles angeschaut habe. Ich spielte ein bisschen den Reisemarschall. Manchmal war das Publikum blöde, hat an der falschen Stelle gelacht, dann war er traurig.

Irgendwann kam ein Brief aus Zürich, den habe ich noch hier, darin steht: »Sehr geehrte Frau Weilandt, sehr geehrter Herr Weilandt, Sie werden sich wundern ..., ich bin allein, Sie haben immer so viel von Ihren Reisen erzählt ...«, wir machten damals ja sehr viele Reisen selbst, zum Schauen für die Kunden, waren auch eingeladen auf großen Traumschiffen, das habe ich alles ausgenutzt, und ich reise auch sehr gerne, » ... aber auf Reisen ist man noch einsamer als sonst, und da wage ich zu fragen, ob Sie mich

auf Ihre nächste Reise mitnehmen wollen als Dritten im Bunde.«

Dieser Stil! Er war als junger Mann einmal Hauslehrer gewesen, bei den Falz-Feins, in der Ukraine, reiche Leute hatten damals einen Privatlehrer für ihre verwöhnten Kinder, das waren gebildete Menschen und er musste den Kindern Mathe beibringen. Da war er bei Großgrundbesitzern, Super-Millionären damals im zaristischen Russland, es sollen deutsche Einwanderer gewesen sein.

»Getrennte Kasse, ich verspreche Ihnen, ich werde nicht stören.«

Wir haben sofort gesagt, das machen wir. Wir schrieben zurück, wir seien entzückt, wir würden ihn gerne als Dritten haben wollen, er solle sagen, was er besonders gerne sehen möchte. Wir hätten noch das Auto, wir würden eventuell eine Autoreise machen. Da sieht man mehr. Er schrieb dann, er möchte gerne nach Holland. Er möchte die Stätten von Peter dem Großen sehen und Holland überhaupt. Und segeln möchte er. Das war der Beginn unseres Reisens und das ging wunderbar. Die erste Reise unternahmen wir 1962 mit dem alten Opel. Wir fuhren mit dem Opel, weil der Opel eben billig war, den fuhren wir bis zuletzt. Am Ende mussten wir vorne die Türe mit einer Zange aufmachen, weil der Griff abgebrochen war. Es war richtig rührend, wie Radecki sich bemühte, dass er bloß nicht lästig wurde.

Wir hatten ihn in Duisburg abgeholt, alles ins Auto gepackt, die Koffer, und sind losgefahren Richtung Holland. Wir wohnten in einem Hotel, Johannes hatte das vorher gebucht, es war ja sein Beruf. In Gegenden, wo man segeln konnte, sind wir gesegelt. Wir haben fotografiert, leider welken die Dias, alle Farbfotos haben unmögliche Stiche bekommen.

Es entwickelte sich eine intensive Freundschaft, wir sahen uns jedes Jahr vier- bis fünfmal. Einmal waren wir eingeladen auf Mallorca, da grantelte er: »Da sind so viele Leute.« Ich habe geantwortet: »Da sind gar keine vielen Leute. Mallorca ist so eine zauberhafte Insel«, vor allen Dingen damals, idyllisch. Da waren höchstens Engländer, die Deutschen kannte man da noch gar nicht so. Doch dann brach die Cholera oder so was in Spanien aus, da musste man geimpft werden, und wir Esel hatten alles schon gebucht. Also sind Johannes und ich allein nach Mallorca, mittlerweile hatte Radecki in Zürich auch noch die Grippe bekommen.

Wir hatten es immer noch schwer mit dem kleinen Reisebüro, überhaupt etwas zu verdienen. Wir lebten noch in Moers. Und diesmal wollte Radecki, dass wir ihn auf einer Reise in den Süden begleiteten. Johannes konnte nicht mit. Einer musste Geld verdienen. Also bin ich mit Radecki alleine los. Er wollte so gerne nach Dalmatien. Früher, in den Dreißigern, ist er da gesegelt, das war ein wunderbarer Segeltörn. Mein Mann hatte alles gebucht, auch das Schiff, das sah von außen sehr schön aus. Mit dem Schiff sind wir von Venedig aus nach Split und Dubrovnik. Getroffen hatten wir uns in Mailand, im Zuge. Er kam von Zürich, ich kam von hier oben. Ich habe gedacht, wenn ich den jetzt verpasse, dann reist der irgendwohin und ich irgendwohin. Es hat aber alles geklappt. Johannes konnte nicht mit. Wir konnten den Laden nicht so lange zumachen, wir hatten ja nur einen Lehrling. Auf dem Schiff und in Split war es sehr schön, in Pula allerdings ging eine Kompanie Soldaten an Bord. Also, das war unsäglich, die Toiletten konnte man nicht mehr benutzen. Da hat Radecki oben an Deck geschlafen, an Schlaf war aber nicht zu denken, die randalierten auch an Deck. Ich hatte eine Kabine, da kamen noch zwei andere Frauen rein, die sich vor den Soldaten fürchteten, es war höllisch. Der Kapitän und die Stewards hatten überhaupt nichts zu

sagen, die Soldaten waren so frech, die haben alles vertrieben, wir mussten uns also verstecken. Schließlich sind wir in der Nacht doch in Split angekommen und die Soldaten gingen von Bord. Später, von Dubrovnik aus, sind wir auf nach Korcula, mit einem kleinen Segelboot. Da hatten wir Glück, denn zunächst war kein Segelboot zu mieten. In den Prospekten, da kann man natürlich alles machen. Es ist immer peinlich für das Reisebüro: Man arrangiert alles, man hat an das Hotel geschrieben, die haben zurückgeschrieben: Alles in Ordnung, Segelboot wird gestellt. Nichts war da. Wir sind ein bisschen rumgelaufen, am Strand des Hotels sahen wir ein kleines Segelboot mit zwei jungen Leuten und die kamen ziemlich nah vorbei, da haben wir gewinkt, und sie legten an, wir hin und gefragt: »Wir möchten so gerne segeln ...?« Das alles musste immer ich machen, er traute sich nicht. Wir haben das dann gemanagt, ich habe sogar ein paar englische Worte rausgekramt, hinterher hat er gesagt: »Sie sprechen ein wunderbares Englisch.«, dabei waren das ungefähr die einzigen Worte, die ich kannte. Wir sind mit diesen jungen Leuten gesegelt. Allein wäre ihm lieber gewesen. Es war trotzdem ganz schön. Wir segelten jeden Tag, bezahlten sie. Sie waren ganz versessen auf D-Mark, das klappte gut, sie waren freundlich, auf diesem Boot blieben wir 14 Tage. Wir haben fotografiert, haben da und dort angelegt und sind gelaufen.

1967 las Radecki hier in Gladbeck, im Sommer, am 12. Juli, es herrschte große Hitze, aber trotzdem sind die Leute gekommen. Am nächsten Tag bin ich mit ihm nach Plön gefahren, nach Schleswig-Holstein. Wir wollten dort mal versuchen zu segeln. Das Hotel, in dem wir wohnten, hieß »Fegetasche«. Tatsächlich haben wir ein Segelboot mieten können. Radecki hat gemeint: »Wir brauchen einen kleinen Außenbordmotor, wenn wir raussegeln und es ist windstill«, es war ja im Sommer, dass wir auch wieder gut zurückkommen. Da haben die einen Motor, ein

Mordsding, hinten an das kleine Segelboot gehängt, Radecki saß vorne und ich saß hinten am Ruder. Wir sind rausgesegelt, haben den Motor zur Probe angelassen, es ging ganz gut. Es gibt da so kleine Inselchen, sehr schön. Wir haben an einem Steg angelegt. Radecki war ja das Große gewöhnt, da war nie was abgesperrt bei denen, damals als er jung war, die konnten anlegen, wo sie wollten. Hier aber war alles privat, wir wurden weggejagt, sind wieder in See gestochen und wollten nach Hause fahren. Radecki hatte sich noch nicht richtig hingesetzt, da kam aus heiterem Himmel eine Bö und wir sind gekentert. Wir sahen aber das Ufer noch. Ich fand das so komisch, ich dachte, es gibt doch einen Film von Oliver Hardy und Stan Laurel, wo die Schiffbruch erleiden, da schwimmen auch die Sachen von denen so schön ruhig auf den Wellen. Die Bö war weg, meine Handtasche, meine Strickjacke, alles war auf dem schönen glatten Wasser verteilt. Ich habe einen Lachanfall gekriegt und Radecki sah ganz belämmert aus. Er ärgerte sich, dass er so ungeschickt gewesen war. Er hatte Angst, dass ich ihm böse wäre. Ich fand es aber amüsan, uns konnte doch nichts passieren, es war so ein schöner Sommertag. Wenn wirklich meine Strickjacke weg gewesen wäre ..., ich fand es irgendwie romantisch, habe herzlich gelacht wie im Kino und gedacht, jetzt versinken wir gemeinsam in der Flut. Aber wir schwammen natürlich, nur das Schiffchen ging immer weiter unter. Blubb-blubb, dann war es weg. Ich habe schnell alles eingesammelt, was noch herumdümpelte. Wir sind Richtung Land, es war nicht weit, 200, 300 Meter, das konnten wir mühelos in dem warmen Wasser schwimmen. Plötzlich tauchte ein großer Schatten auf, eine Riesenyacht, die wollten uns helfen, da war ein kleiner Junge oben, der hatte eine Schwimmweste an wie alle Kinder, die auf einem Segelboot geboren sind, die kam so nah ran wie möglich und sie ließen Eimer herab und hatten auch

noch ein kleines Beiboot, ein Gummiding. Unser Segelboot war auch noch zu sehen, am Mast haben wir eine Kette befestigt und das Boot sogar ein Stückchen abgeschleppt, bis es auf Sand festlag, nur der Mast ragte noch aus dem Wasser. Dann haben die lange gewürgt, auch der Bootseigner selbst, der hatte Leute, die mithalfen. Alle zogen es dann noch ein Stückchen, bis es schräg am Ufer lag, wir haben es mit Eimern leer geschöpft. So haben wir es wieder manövrierfähig gemacht, waren nass bis auf die Knochen, das Boot war nass und der Motor war natürlich hin.

Mit Johannes habe ich auf Reisen meistens Krach gekriegt. Radecki hat mir mal gesagt, wie schön das ist, auch mit dem Johannes, wir hätten uns noch gar nicht gezankt. Auch zu mir hat er gesagt »Wir zanken uns gar nicht!«, er hat ja nicht gewusst, dass ich abreisen wollte in Plön. Aber nicht wegen der Panne, das war Pech, sondern wegen seiner komischen Ansichten. Mit Johannes, das war der Alltag, und es war sehr schwer, uns eine Existenz aufzubauen. Wir waren so arm wie die Kirchenmäuse und hatten das Reisebüro mit all dem geschenkten Zeug, einer alten Schreibmaschine, die Wohnverhältnisse war man einfach gewöhnt, und es war so mühselig. Es war gar nichts, Hauptsache, man war trocken. Das kann man sich heute gar nicht mehr vorstellen.

Ich weiß nicht, du wirst merken, wie ärmlich ich hier heute in Gladbeck wohne. Ich habe beschlossen, mich zurückzusetzen in die Lebensweise der damaligen Zeit. Da lebten wir ruhiger und mussten eben nur sehen, dass wir satt wurden. Dieses ganze Pipapo, dieses Fernsehen und das alles habe ich schon abgeschafft. Ich habe jetzt bewusst aufs einfache Leben umgeschaltet. Das bekommt mir. Ich lebe meist im Schrebergarten mit den Katzen, und Katzen sind wunderbar, ich meine ... Hunde auch.

Wir waren alle sehr freundlich, Radecki war sehr höflich, der alte Kavalier schleppte sogar meine Handtasche, manchmal. Der Johannes war so treu und lieb, das war harmonisch. Johannes hat mich auch auf seine Art geliebt, aber die Art, wie mich Radecki geliebt hätte, selbst, wenn sie nicht platonisch geblieben wäre, die hat mich ja nun fasziniert. Diese Geistigkeit, dieser Charme, den Radecki hatte, die Erotik des Geistes, das hat mich fasziniert, das störte mich gar nicht, dass er die letzte Zeit so gebrechlich wurde. Wenn ich jetzt manchmal einen alten Mann von hinten sehe, und ich denke an Radecki mit dem schleppenden Gang, wie er nicht mehr so richtig laufen konnte vor Schwäche, und ich sehe hier so einen alten Mann, mit einer Mütze mit einem Schild drauf, dann denke ich, es wäre Radecki. Ich habe ihn geliebt. Ich wollte immer in seiner Nähe sein. Ich habe mal gesagt, dass ich ihn liebe. Da hat er gesagt: »Nein sie lieben mich nicht.« Es ist eine ganz verrückte Liebe. Ich weiß gar nicht, was das war bei mir, vielleicht lag das daran, dass ich keinen Papa gehabt habe oder so. Ich fühlte mich geborgen. Mit Johannes musste ich kämpfen, ich musste Schriftsätze machen, ich musste verhandeln, wir hatten den Kartellprozess am Hals, wir wollten ein Vollreisebüro sein und kriegten keine Zulassung. Ich habe mit Johannes immer nur gekämpft, mit ihm gegen diese widrigen Umstände, dass wir nun endlich ein bisschen aus der großen Armut rauskamen. Und bei Radecki fühlte ich mich geborgen. Wir haben immer unsere Reisen selbst bezahlt, auch wenn wir zu dritt waren. Und er seine. Auch 1965 das Haus, das kleine Chalet im Tessin, alles wurde durch drei geteilt. Erst das Haus und dann der Verbrauch. Am Anfang habe ich gekocht, doch dann hatte ich keine Lust mehr. Radecki liebte mich auch irgendwie als Hausmütterchen. Er fand das faszinierend, wie ich gekocht habe. Meistens hat es ihm geschmeckt, aber einmal hat er gesagt: »Hier an diesen Spaghetti, es wäre schön, wenn da ein Ei dabei

wäre.« Wir waren diesen Mangel gewöhnt, wenn es Spaghetti gab und Soße, da gab es kein Ei. Er hat in Zürich gelebt und da hatten die am Essen keinen Mangel. Radecki war nicht arm, nur in der Berliner und in der Wiener Zeit, da war er arm wie eine Kirchenmaus. In Zürich wohnte er in einer Pension, Pension Persévérance in der Neptunstraße, das passte für ihn, er lebte bescheiden. Hatte ein gemütlich eingerichtetes Zimmer, alles alte Klammotten, mit zwei Couchen drin, eine für tags zum Schlafen und eine für nachts, damit er nicht ununterbrochen in derselben Bettcouch liegen musste. Ich habe also nicht mehr kochen wollen, ich kam so gar nicht zur Erholung, und dann hinterher spülen, so ein Ferienhaus, das ist Wahnsinn. Lieber bin ich mit ihm in den »Vier Jahreszeiten« gewesen in Hamburg, das hat mir besser gefallen. Er hat eingesehen, wenn er in so einem teuren Hotel wohnen wollte, das konnte ich nicht bezahlen, das war fast zum Ende unserer Zeit, so nach acht Jahren etwa, 1968. Da hat er diese hohen Hotelkosten für mich bezahlt, aber die Reisekosten habe ich selbst bezahlt.

In Zürich sind wir abends aus dem Kino gekommen, der Film hatte mir gefallen, ich hatte gute Laune. Und er hat sich gefreut, er hatte immer Angst, dass mir ein Film nicht gefiel. Da waren vielleicht Schwarten dabei, das habe ich dann auch gesagt und gedacht, wir könnten hier doch viel lieber am Seeufer sitzen. »Ich möchte aber gerne ins Kino.«, sagte er, wie fast immer.

Wir gingen durch Parkanlagen, die Luft war sommerlich und wunderschön, die Laternen leuchteten durch die Blätter, er wollte mir erklären, was das für Bäume waren, da habe ich gesagt: »Das sind Eschen.« »Sie wissen ja schon alles«, sagte er, »ich wollte Ihnen das gerade erklären.« Und dann fügte er hinzu, er konnte nicht anders: »Sie sind der gebildetste Mensch, den ich kenne. Neben Heinrich Fischer, dem Freund von Karl Kraus, Kraus hat Fischer seinen Nachlass vererbt. Mit Heinrich Fischer war ich

auch befreundet. Er hat einmal mir das Kompliment gemacht, ich sei der gebildetste Mensch, weil er meinte, ich verstünde von Wirtschaft was, ich hatte so viele Berufe, nicht nur flüchtig, sondern jeden mindestens drei Jahre ausgeübt.«

Durch seine Krankheit kriegte Radecki jede Erkältung mit, er musste husten, hatte sich schon wieder erkältet, obwohl es Sommer war, ich habe ihm ein Glas Wasser gebracht, mit einer Art Aspirin und Vitaminen drin. Ich wohnte gegenüber im Gästehaus Cäcilienheim, er wohnte schräg gegenüber in der Pension Persévérance, das war eine katholische, von Schwestern geleitete Pension. Er hat mir einmal erzählt, er sei morgens immer verkatert. Er hatte Morgendepressionen, immer eine bestimmte Sorte Wein vorrätig, wenn er morgens arbeitete. Um 6 Uhr stand er auf, ging rüber in die Messe, die Kirche lag neben seiner Pension.

Da standen wir also bei ihm kurz vorm Törchen. Ich sage: »Wenn Ihnen nicht gut ist, damit das dann nicht so ausbricht, nehmen Sie doch schon mal eine Tablette, ich habe die oben.«

»Ja, vielleicht hilft das doch, es wäre ja schlimm, wenn ich jetzt krank würde und wir könnten nicht laufen zusammen.«

Ich fragte: »Können Sie hier warten oder da drüben, da ist eine Bank?«

»Nein, nein, ich warte hier am Törchen.«

Es war nur ein Katzensprung, ich fuhr hoch, einen Lift hatten sie ja. Schnell war ich mit den Tabletten wieder unten: »Sie müssen aber viel dazu trinken.« Wie ich ihn so ein bisschen bemuttert habe, sieht er mich an: »Ich möchte Ihnen aber noch was sagen.«, kurz vor der Verabschiedung. Verabschiedet haben wir uns immer mit so einem Kinderkuss, entweder auf beide Wangen, also französisch, oder einfach so einen leichten Kinderkuss, das war

aber schon vorher. Übrigens habe ich das mit vielen meiner Freunde so gemacht.

»Mir fällt es schwer, und ich weiß, es sollte eigentlich ungesagt bleiben«, es sind genau seine Worte, ich habe die im Hirn, ich hab' natürlich abgewartet, hab' ihn angeguckt, »... ich muss Ihnen sagen, dass ich Sie liebe.« Da habe ich gestottert: »Ich weiß jetzt nicht, was ich sagen soll.« »Sagen Sie nichts. Ich sage Ihnen, ich liebe Sie mit meinem Kopf, mit meinem Herz, mit meinem Gefühl und mit meinem Verstand. Ich liebe Sie mit allen Fasern meines Herzens.« So was hatte ich mir immer gewünscht. Dass er das noch betont. Dann sind wir ein bisschen näher aneinandergerückt. Ich habe es ihm nicht geglaubt, man hat es ihm nicht angemerkt, er war so zurückhaltend. Wir haben noch gescherzt und gesagt, so was ... wie wir in Plön gesegelt sind, das machen wir nie wieder, und wir sind auch nie wieder aufs Boot gegangen.

Ich hatte mir das so gewünscht, und andererseits habe ich den Johannes vermisst. Es war ganz komisch. Wenn ich Radecki um den Hals gefallen wäre, wäre er vielleicht erstarrt. Später fand ich es auch unfair dem Johannes gegenüber. Es ist nichts passiert, worauf der Johannes eine Scheidungsklage hätte einreichen können. Die Worte, die Worte waren so schön. Die Worte und Gesten und Küsse, das war nun wirklich meine letzte Reise nach Zürich. Schon bald wurde er so krank, dass wir ihn zur Behandlung hier ins Barbara-Hospital nach Gladbeck geholt haben. Ein paar Wochen später ist er gestorben.

Nachwort

Dieses Lesebuch ist Ruth Weilandt-Matthaeus und Dirk-Gerd Erpenbeck gewidmet, den unermüdlichen Fürsprechern Sigismund von Radeckis.

Gerd Herholz

Oft ist es eine eher beiläufige Begegnung im Alltag, die unerwartet lebendige Wirkung entfaltet. So auch hier: Frischgebackener wissenschaftlicher Mitarbeiter im Literaturbüro Ruhr war ich, als Anfang der 90er-Jahre eines Morgens eine hochgewachsene Dame die Bürotür öffnete und freundlich aber bestimmt um ein Gespräch bat. Bis dato kannte ich sie nicht, diese Ruth Weilandt-Matthaeus, eine herb-schöne Siebzigjährige, die – wie sich schnell herausstellte – große Geistesgegenwart besaß. Ohne Umschweife fragte sie mich nach einem Schriftsteller namens Sigismund von Radecki, und – auch mit mir als jüngerem Mann kokettierend –, ob ich den kannte, schließlich sei seine Erzählung *Der eiserne Schraubendampfer Hurricane* doch in vielen Schulbüchern der 60er-Jahre abgedruckt worden. Literaturwissenschaftlich solide halbgebildet wie ich war, musste ich leider verneinen. Also machte sich Ruth Weilandt-Matthaeus ganz unpräzise daran, meinen Horizont zu erweitern. Sie sei die von Radecki selbst eingesetzte Nachlassverwalterin, ja, eben jenes großen Essayisten und Satirikers, der auch Freund von Karl Kraus gewesen sei, habe Radecki auf Privat- und Lesereisen begleitet, bei namhaften Verlagen drei Bände seiner unterhaltsamen und gelehrten Geschichten, Erinnerungen, Essays und Plaudereien neu herausgegeben. Ob wir nicht einmal eine Lesung mit seinen Texten organisieren wollten? Sie würde aus dessen Textfundus sicher mehr als ein Programm zusammenstellen können, das das hiesige Publikum so vergnüglich wie nachdenklich stimmen

dürfte. Dann schenkte sie mir zwei der von ihr herausgegebenen Prosa-Anthologien, dicke Wälzer im Mittelgroßdruck: *Bekenntnisse einer Tintenseele* und *Weisheit für Anfänger*. Und verabschiedete sich lächelnd mit der nachdrücklichen Aufforderung: »Das müssen Sie lesen!« Damals konnte ich noch nicht wissen, dass dies ein Scherz war, denn Sigismund von Radecki hatte mit genau diesen vier Worten als Überschrift eine Tirade gegen all jene geschrieben, die einem penetrant das Denken atrophieren wollen, weil ihnen selbst selten mehr als ihre allerletzte Lektüre im Kopf umherschwirrt.

Ruth Weilandt-Matthaeus: die ›Nachlassgestalterin‹

Wie auch immer, ich folgte Weilandt-Matthaeus' Empfehlung und wurde nicht enttäuscht. Gut, einiges von dem, was der 1891 in Riga geborene Radecki geschrieben hatte, schien mir nicht nur zur heutigen Zeit, sondern bereits zu dessen eigener aus eben dieser Zeit gefallen, insbesondere im Vergleich zum Altersgenossen Tucholsky oder auch dem gut sieben Jahre jüngeren Kästner. Doch vieles war im besten Sinne journalistisches Handwerk, Kritik, Glosse, Reisebericht, für die Unterhaltungsseiten großer Zeitungen oder ihre Feuilletons geschrieben, anderes gekonnte Alltags satire, fesselnde Erzählung, geist- und sprachmächtiger Essay. Einzelne seiner Sätze oder Le-sefrüchte wurden zu Lieblingszitaten meinerseits, wenn wieder einmal mehr Selbstironie oder beißender Spott vonnöten waren: »Ich sehe dich stets mit einem Buch / und nie mit einem Gedanken.«¹

Nach der Lektüre weiterer Textsammlungen Radeckis (in denen nicht wenige seiner Motive, Skizzen und Texte

¹ Sigismund von Radecki: *Das müssen Sie lesen!*, in: *Weisheit für Anfänger. Plaudereien und Essays*. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Ruth Weilandt-Matthaeus. Freiburg/Heidelberg: F. H. Kerle 1981, S. 300-303, hier S. 303.

auch mehrfach erscheinen) war klar, dass wir mit Ruth, mittlerweile durfte ich sie duzen, gern Lesungen gestalten wollten, zumal sie wie Radecki selbst eine sehr gute Rezi-
tatorin war.² Nach einem gelungenen Radecki-Abend in der Stadtbücherei Gladbeck las Ruth dessen Texte auch 1996 zum 10. Geburtstag des Literaturbüros Ruhr. Gemeinsam mit ihr traten der Münchener Romancier Gerhard Köpf auf (damals Literaturprofessor an der Universität Duisburg), die Kölner Lyrikerin Barbara Maria Kloos und der viel zu unbekannt gebliebene Gelsenkirchener Satiriker Michael Klaus, ein in einigen Belangen Geistes- und Seelenverwandter Radeckis.³

Bereits 1970 waren es auch Ruth und ihr Mann Johannes gewesen, die Radecki zur überfälligen Behandlung eines Nierenleidens ins St. Barbara-Hospital nach Gladbeck geholt hatten. In einem Artikel der *Westdeutschen Allgemeinen Zeitung* aus dem Februar 1970 steuerte Radecki zu dieser Reise ins vermeintlich gut belüftete Ruhrgebiet selbst einige kurze O-Töne bei:

Der Verlust aller Züricher Freunde – ›Sie sind alle gestorben!‹ –, das Leiden unter dem Föhn, der für den aus dem baltischen Flachland kommenden, nun durch Erkrankung und Alter geschwächten Körper des unverheiratet gebliebenen Mannes zur gefürchteten Qual wurde, und die auf einer Reise begründete Freundschaft mit Ruth und Johannes Weilandt ließen den Entschluss zur Übersiedlung reifen. Die guten Fortschritte der Gene-

² Online kann man Radecki sehen und hören unter: <https://www.br.de/mediathek/video/br-retro-schriftsteller-sigismund-von-radecki-1963-av:6094f95311d1620007d824be> (abgerufen am 16.5.2021).

³ Vgl. *Lesebuch Michael Klaus*. Zusammengestellt und mit einem Nachwort von Walter Gödden. Bielefeld: Aisthesis 2012. [= Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 36]

sung und die Erkenntnis des verträglichen Klimas im Revier trugen dazu bei.⁴

Doch schon wenige Wochen später, am 13. März desselben Jahres, stirbt der 78-jährige Radecki an den Folgen seines Nierenleidens. Sein schmales Ehrengrab wird noch heute auf dem katholischen Part des Zentralfriedhofs Gladbeck-Mitte (Friedhof St. Lamberti) im Auftrag der kleinen Mittelstadt – sagen wir mal – gepflegt. Auch eine verkehrsberuhigte Spielstraße ist mittlerweile nach dem so unruhigen wie umtriebigen Geist benannt: der Sigismund-von-Radecki-Weg. Immerhin. Selbstverständlich wusste Radecki sehr genau darum, dass das Gedächtnis der Menschen, zumal das literarische, erstaunlich kurz ist, selbst wenn es um einen wie ihn ging, der einige durchaus nicht unbedeutende Literaturpreise⁵ erhalten hatte:

Bleiben wird von mir ein schmales Bändchen meiner ausgesiebten Arbeiten, aber auch das höchstens für Jahrzehnte. Doch stimmt mich diese meine Vergänglichkeit durchaus nicht traurig ...⁶

Oft habe ich in den 90er-Jahren Ruth Weilandt-Matthaeus in ihrer Mietwohnung an der Gladbecker Lambertstraße besucht, eines der Zimmer war eigens krankengerecht eingerichtet für ihren mittlerweile bettlägerigen und hinfalligen Mann. Überall sonst türmten sich die Bücher, vieles aus der umfangreichen Bibliothek Radeckis, dazu

⁴ Harald Neumann: *Sigismund von Radecki: Von Einsamkeit und Föhn aus Zürich vertrieben*. Westdeutsche Allgemeine Zeitung (Lokalredaktion Gladbeck), 14.2.1970.

⁵ Etwa den Literaturpreis der Bayerischen Akademie der Schönen Künste (1957).

⁶ Siehe dazu Ruth Weilandt-Matthaeus: *Zum vorliegenden Band*, in dies.: Sigismund von Radecki. *Bekenntnisse einer Tintenseele. Geschichten und Erinnerungen*. Freiburg/Heidelberg: F. H. Kerle 1980, S. 377-379, hier S. 377.

kleine Erinnerungsstücke, die Radecki ihr geschenkt oder überlassen hatte: seine geliebten Füllfederhalter und eine chinesische Figurine vom Schreibtisch Karl Kraus'. Man merkte Ruth in jedem Gespräch an, wie sehr sie und ihr Mann von der Begegnung mit Radecki geprägt waren. Wie auch vice versa Radecki Anfang der 1960er-Jahre die Freundschaft zu den beiden gesucht hatte. Bereits 1964 widmete er den verlässlichen Freunden einen Band literarischer Skizzen, die *Gesichtspunkte*.

Fast wie ein schüchternes Mädchen offenbarte Ruth am Ende eines unserer letzten Gespräche, dass sie neben Johannes auch Radecki geliebt habe, dass da mehr war, ein Hauch von Truffaut'schem *Jules et Jim*, ein fragiles Dreiecksverhältnis, ihr Mann habe das mehr ertragen als genossen. Das Ehepaar Weilandt-Matthaeus führte ein Reisebüro damals, da fiel es nicht schwer, zwischen Hamburg, Gardasee oder Dalmatien mit dem verehrten Schriftsteller auch einmal allein unterwegs zu sein.

Ruth erlaubte mir zunächst nur, wenige ihrer Briefe an Radecki zu lesen. Mehr davon durfte ich mir später auf ihren Wunsch hin kopieren, und: Ja, ich könne, ich solle darüber schreiben – nach ihrem Tod. Was ich dann auch tat, indem ich O-Töne und Briefe Ruths miteinander verwebt habe zu einer aus der Sicht Ruths geschriebenen Ich-Erzählung: *Wie Liebe und Tod nach Gladbeck kamen*.⁷

In diesem Text sind auch die folgenden Sätze der Figur Ruth nachzulesen:

Irgendwann kam ein Brief aus Zürich, den habe ich noch hier, darin steht: ›Sehr geehrte Frau Weilandt, sehr

⁷ Gerd Herholz: *Sigismund von Radecki. Wie Liebe und Tod nach Gladbeck kamen*. In: *Literatur in Westfalen. Beiträge zur Forschung 14*. Herausgegeben von Walter Gödden und Arnold Maxwill. Bielefeld: Aisthesis 2016, S. 563-574. Dieser Text wurde auch online unter dem Titel *Ruth, Sigismund – und Johannes auch. Eine Liebesgeschichte* veröffentlicht.

geehrter Herr Weilandt, Sie werden sich wundern ..., ich bin allein, Sie haben immer so viel von Ihren Reisen erzählt [...], aber auf Reisen ist man noch einsamer als sonst, und da wage ich zu fragen, ob Sie mich auf Ihre nächste Reise mitnehmen wollen als Dritten im Bunde. [...] Getrennte Kasse, ich verspreche Ihnen, ich werde nicht stören.« Wir haben sofort gesagt, das machen wir. Wir schrieben zurück, wir seien entzückt, wir würden ihn gerne als Dritten haben wollen, er solle sagen, was er besonders gerne sehen möchte. [...] Er schrieb dann, er möchte gerne nach Holland. [...] Und segeln möchte er. Das war der Beginn unseres Reisens und das ging wunderbar. Die erste Reise unternahmen wir 1962 mit dem alten Opel. [...] Am Ende mussten wir vorne die Türe mit einer Zange aufmachen, weil der Griff abgebrochen war. Es war richtig rührend, wie Radecki sich bemühte, dass er bloß nicht lästig wurde.

Zimmer-Reisen

Wie sehr Sigismund von Radecki, der von 1946 bis 1970 ein Zimmer in der Züricher Pension Persévérance bewohnte, abseits seiner Lesereisen vereinsamt sein dürfte, ahnt man nicht nur bei der Lektüre seiner Gedankenspiele zu *Die vier Wände*:

Sollte man mich einst fragen: ›Wie hast du dein Leben verbracht?‹ so kann ich mit gutem Gewissen antworten: ›In möblierten Zimmern.‹ [...] Daher kommt es, daß der Einzelzimmer-Mensch ein besonderes Gefühl für seine vier Wände gewinnt, welches sich auf den Zimmerkubus konzentriert wie der biologische Kern auf seine Zelle. [...] Der Eintretende in mein Zimmer glaubt im ersten Augenblick, daß hier ein armes Hascherl von Büchern belagert wird: auf dem Tisch und an allen Wänden stehen sie, meist sogar doppelt hintereinander. Was

soll man machen? Ich bin nun einmal eine Displaced Person, und Bücher sind meine Freunde.⁸

*Radecki: alles andere als ein Bücher-Wurm oder Stuben-
»Hocker«*

Die Familie des jungen Sigismund zog 1900 von Riga nach St. Petersburg. Dafür waren nicht allein berufliche Gründe des Vaters ausschlaggebend, vor allem wünschten die Eltern, dass die Söhne Schulen mit deutscher Unterrichtssprache besuchen könnten. Radecki studierte an der Universität Dorpat, wo er 1909/10 in der »physiko-mathematischen« Fakultät eingeschrieben war, 1910 begann er mit seinem Bruder Wilhelm an der sächsischen Bergakademie in Freiberg ein Studium, in dessen Rahmen er auch Praktika zu absolvieren hatte, zwei davon in Aachen und auf der Zeche Dorstfeld in Dortmund. Solcherlei Grubenerfahrungen fanden ihren literarischen Niederschlag etwa in der düster-fantastischen Kürzestgeschichte *Begegnung unter der Erde*.⁹

Radecki, dessen mäandernder Lebensweg von vielen Brüchen und Verlusten geprägt war, arbeitete als Bewässerungsingenieur in Turkestan, als Hauslehrer in der Ukraine, später als Elektroingenieur bei den Berliner Siemens-Schuckert Werken. Ab Ende 1919 wurde Berlin für gut zwei Jahrzehnte zu seinem Lebensmittelpunkt. Im Herbst 1921 nach dem Tod des Vaters, dessen Lebensunterhalt er mitbestritten hatte, sah er das erste Mal die Möglichkeit, seinen literarisch-künstlerischen Neigungen auch beruflich nachzugehen. Er versuchte sich als freier Schriftsteller und schlug sich in den folgenden Jahren mit Humoresken fürs Kabarett, mit Brotversen und Kritiken

⁸ *Die vier Wände*. In: Sigismund von Radecki: *Gesichtspunkte*. Köln: Jakob Hegner 1964, S. 17 und 23.

⁹ In: Radecki, *Bekenntnisse einer Tintenseele*, S. 175-177.

durch, dilettierte im besten Sinne des Wortes als Gelegenheitsschauspieler und Zeichner, übersetzte Puschkin, Gogol und viele andere, erwarb sich Jahr um Jahr mehr einen Ruf als Feuilletonist, Erzähler von kurzen Geschichten, Essayist.

Im Umfeld der Berliner Bohème wuchs neben vielen Bekanntschaften auch die Freundschaft zu Else Lasker-Schüler, vor allem aber der Wunsch, endlich den überaus bewunderten Karl Kraus persönlich kennenzulernen. Um in dessen Nähe zu sein, verbrachte Radecki die Jahre 1925/26 in Wien, die Begegnung mit Karl Kraus bezeichnete er einmal als seine »eigentliche Hochschule«¹⁰.

An dieser Stelle sei einmal nachdrücklich über alle Fußnoten und Quellenangaben hinaus erwähnt, dass es Dirk-Gerd Erpenbeck aus Bochum ist, der mit seinen Forschungen und Veröffentlichungen die Grundlagen für solches Detailwissen gelegt hat. Geneigte Leserinnen und Leser finden dessen Schriftenverzeichnis und Kurzbiografie zu Radecki leicht im Internet.¹¹ Ausführlicheres zu Leben und Werk Radeckis erfährt man von Erpenbeck auch aus der Einleitung der *Familienbriefe 1903-1921*¹² oder einem Spezial der Zeitschrift *Baltica*¹³. In letzterem fächert er neben dem Lebenslauf Radeckis vor allem dessen

¹⁰ *Einiges über Radecki*. In: Radecki, *Bekenntnisse einer Tintenseele* (Anm. 6), S. 365-368, hier S. 367.

¹¹ Dirk-Gerd Erpenbeck: *Schriftenverzeichnis Sigismund von Radecki*. Als pdf-Datei auf der Homepage der Baltischen Historischen Kommission unter: <https://www.balt-hiko.de/online-publikationen/schriftenverzeichnis-radecki/>. Hier auch die *Ergänzung 2013* und *2017* (abgerufen am 16.5.2021).

¹² *Sigismund von Radecki: Familienbriefe 1903-1921*. Herausgegeben von Dirk-Gerd Erpenbeck. Böhlau Verlag, Köln 2020. Auszüge daraus sind auch online zu lesen unter: https://www.google.de/books/edition/Familienbriefe_1903_1921/a3LLDwAAQBAJ?hl=de&gbpv=0 (abgerufen am 24.5.2021).

¹³ *Baltica. Vierteljahresschrift für baltische Kultur* (Spezial). Herausgegeben von Horst Freitag, 24 (2011), Heft 2-3.

frühe Lese- und Schreiberfahrungen auf, stellt insbesondere den weithin unbekanntem Junglyriker vor. Radecki selbst dagegen gab Biografisches nur sehr verhalten über seine Texte preis. Eine Ausnahme bildet da die ironische Selbstbeschreibung in *Einiges über Radecki*, darin Zeilen, in denen er sich fast als eine Art Schwejk inszeniert:

Hier muß gesagt werden, daß Radecki kaum je in seinem Leben Hoffnungen oder Zukunftspläne gehegt hat; er machte sich darob keinerlei Gedanken und sprang gemächlich über die Lebenshürden, wie sie halt quer vor der Bahn lagen. Sechs Wochen vor dem Schlußexamen als Bergmann setzte er sich an die Arbeit, weil er bis dahin stets erst um ein Uhr mittags aufgewacht war. [...] Mittlerweile war der Erste Weltkrieg ausgebrochen, und unser Mann fuhr nach Kiew, um sich als Freiwilliger zu melden. Dort aber hatte man zu viele davon und schickte ihn weg. Als Radecki 1918 auf einem Eisbrecher von Helsingfors nach Reval kam, meldete er sich wiederum als Freiwilliger – jetzt bei den Deutschen. Doch die waren gerade beim Packen und Abfahren. So meldete er sich schließlich bei der Stoßtruppe der Baltischen Landeswehr und kam auch bald in ein Gefecht, wo sein kleines Häuflein nachts, im Schneewalde, von 3000 bolschewistischen Scharfschützen umzingelt wurde. Beim eiligen Durchschlüpfen durch diesen Ring riet ihm einer, doch den Tornister wegzwerfen – allein Radecki tat es nicht, weil er dort ›Pro domo et mundo‹ von Karl Kraus verstaut hatte, nebst einem Bonbon von Zyankali, für den Fall, daß –.¹⁴

¹⁴ In: Radecki, *Einiges über Radecki* (Anm. 10), S. 366/67.

Poetische Vorbilder und Skepsis gegenüber eigenen Gedichten

Soweit man es über Radeckis eigene Texte, seine Briefe und die Forschungen Erpenbecks erschließen kann, war Sigismund von Radecki im Laufe seines Lebens von einem Ensemble äußerst heterogener lyrischer Stimmen beeinflusst. Er selbst nennt vor allem Hofmannsthal, Rilke und Heym, später dann Else Lasker-Schüler und Karl Kraus. Und nimmt immer wieder Bezug auf die Gedichte der 1920 früh verstorbenen älteren Schwester Eva, die als Briefpartnerin auch seine literarische Vertraute war. 1920 bittet er sie, sein Gedicht *Ferghana (Turkestan)* kritisch zu lesen: »Bitte zerpflück es mir, die Menschen, die sich wirklich über Literatur zu unterhalten verstehen, sind so selten.«¹⁵

Nicht nur die Begegnung mit Karl Kraus dürfte Radecki seinem eigenen lyrischen Frühwerk gegenüber zunehmend skeptisch gestimmt haben, tatsächlich blieb es in großen Teilen als Stimmenimitation weitgehend epigonal. Schon früh hatte er seiner Schwester Eva geschrieben: »Sentimentalität hin oder her – ich weiß es längst, daß kein Fünkchen von einem Poeten in mir steckt – alle meine verhinderten Malereien brechen zusammen vor dem einzigen unglaublichen Auftakt: ›Leise schwimmt der Mond durch mein Blut.«¹⁶

Dirk-Gerd Erpenbeck hält fest, dass nach den Wiener Jahren keine neuen Gedichte Radeckis nachzuweisen sind. Als unermüdlicher Leser und Übersetzer allerdings setzt sich Radecki selbstverständlich weiterhin mit Poesie auseinan-

¹⁵ Dirk-Gerd Erpenbeck: *Geschichten von Gedichten. Der baltische Autor Sigismund von Radecki*. In: *Baltica* (Anm. 13), S. 4-44, hier 17, Anm. 37.

¹⁶ Ebd., S. 13. Bei dem genannten Auftakt handelt es sich um die erste Zeile des Gedichts *Vollmond* von Else Lasker-Schüler.

der, etwa mit der Lyrik Villons, Puschkins, Majakowskis oder auch Brechts. Dabei kommt sie ihm wieder zugute, seine Genauigkeit, das Gefühl für Sprachrhythmus, treffende Bilder, Kürze – Schreibhaltungen und Schreibweisen, die er selbst im Scheitern eigener lyrischer Versuche doch beharrlich erworben hatte. Als Erzähler, Essayist und Satiriker weiß er deshalb umso besser, »die Arbeit an der Sprache, die jede Lyrik erfordert, ganz natürlich auch auf die Prosa auszudehnen. Der Schmierer spürt keinen Sprachwiderstand und ist noch stolz darauf, daß alles so glatt geht, während der Meister mit jedem Satze ringt.«¹⁷ Einige wenige seiner Gedichte lässt Radecki aber auch später noch gelten. Über sein 1923 entstandenes Gedicht *Romanisches Café*¹⁸ schrieb er 1933 an den emigrierten Freund Wilhelm Sternfeld: »Dieses Gedicht habe ich vor genau zehn Jahren gemacht, aber es stimmt noch immer.«¹⁹

In der Tat ist das vom Expressionismus beeinflusste Poem noch heute mit Gewinn zu lesen, deshalb wurde es in dieses Lesebuch aufgenommen; ebenso wie das formstrengharmonische Gedicht *Erwachen*²⁰, das einen glücklicheren Moment zwischen Tag und Traum zeitlos gültig zur Sprache bringt.

Radecki im Dritten Reich: Schreiben und Leben am Rande

Sicher waren es auch sein literarisches Weltbürgertum, die intensiven und langwährenden Freundschaften zu Karl Kraus und Else Lasker-Schüler (zu der er noch in deren

¹⁷ *Wille und Widerstand*. In: Sigismund von Radecki: *Im Gegenteil. Essays*. Zürich: Diogenes 1966, S. 218.

¹⁸ Zuerst in: *Berliner Tageblatt* Nr. 373 v. 7.8.1924.

¹⁹ Zit. n. Erpenbeck, *Geschichten von Gedichten* (Anm. 15), S. 24.

²⁰ Werner Bergengruen (Hg.): *Baltisches Dichterbrevier*. Berlin/Leipzig: Neuner 1924, S. 112.

Exil in Palästina Briefkontakt hielt), waren es Radeckis eigenes vagabundierendes Außenseitertum sowie die 1931 vollzogene Konvertierung zum katholischen Glauben, dazu später auch fortgeschrittenes Alter und Krankheit, die ihn gegen nationalsozialistische Ideologie und Herrenmenschentum immunisiert haben dürften. In seinen für Nichttheologen weniger zugänglichen Schriften zu Strömungen und Erneuerung des Katholizismus polemisiert Radecki aber auch vor allem in *Gesichtspunkte* – für ihn atypisch unnachgiebig – gegen Gefühlschristentum, Bolschewisten, Massenmenschen und – Theodor Haecker zitierend – »die Sünde des Atheismus«²¹. Er selbst sah sich vor allem von John Henry Newman (1801-1890) und dessen Schrift *Development of Christian Doctrine* inspiriert. Radecki publizierte nicht nur in der 1941 verbotenen katholischen Zeitschrift *Das Hochland*, er fühlte sich auch dem Kreis um dessen Herausgeber Carl Muth eng verbunden und ebenso Theodor Haecker, dem mit Rede- und Veröffentlichungsverbot belegten Verfechter eines katholischen Existentialismus, der auch zum Mentor von Hans und Sophie Scholl und dem Widerstandskreis *Weißer Rose* wurde.

Nach Beginn des Krieges gegen die Sowjetunion wurde Radecki, wie so viele Deutschbalten, Anfang Oktober 1941 als Russischdolmetscher eingezogen. Da er jedoch nach der Musterung in Berlin als »untauglich« entlassen wurde, kehrte er zunächst wieder nach München zurück. Durch die Freundschaft mit Carl Muth ergab es sich schließlich, dass Radecki [...] spätestens seit dem 24.4.1942 auch die Geschwister Sophie und Hans Scholl sowie Alexander Schmorell kennenlernte. Am 6.6.1942 schrieben Sophie und Hans an ihre Eltern: »Vorgestern abend las Sigismund von Radecki, von

²¹ *Einiges über Nietzsche*. In: Radecki: *Gesichtspunkte*, S. 40.

Hans aufgefordert, vor einem Kreis von etwa 20 Personen einige Essays, Gedichte und Übersetzungen. Er liest ganz blendend, mit ungeheuren Bewegungen, er spielt alles, was er liest. Was haben wir gelacht! [...] Nachher waren wir noch zu fünft auf meinem Zimmer. Leider fährt er für drei Monate weg, nachher aber ist er bereit, allerhand mitzumachen.²²

Doch dazu sollte es nicht kommen, auch, weil Radecki bei einem Freund »für die letzten drei Kriegsjahre im Wasserschloss Mellenthin auf der Insel Usedom [...] als Forstaufseher ohne Arbeitsverpflichtung eine Zuflucht« fand.²³ Es gehört zu den Widersprüchen in Radeckis Schreiben und in der Rezeption seiner Texte, dass sie im deutschsprachigen Raum ab den frühen 20er-Jahren in linksliberalen bis bürgerlichen Zeitungen und Zeitschriften erschienen (darunter auch *Die Weltbühne* und die *Vossische Zeitung*), doch einige wenige in den 40er-Jahren auch abgedruckt wurden in der sich weltoffen-geistvoll gebärdenden nationalsozialistischen Wochenzeitung *Das Reich*²⁴. Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, dass Texte Radeckis auch über Feuilletondienste vertrieben wurden, Agenturen also, die für Autoren die Vermarktung übernahmen. Wichtiger ist in diesem Zusammenhang aber, was Dirk-Gerd Erpenbeck in der Einleitung zu *Familienbriefe* anmerkt: »Für die Jahre 1939 bis 1941 kamen zwei seiner Werke auf die Liste der ›unerwünschten Autoren«, und Ende August 1943 musste die ›Frankfurter Zeitung«,

²² Radecki, *Familienbriefe* (Anm. 12), S. 45.

²³ Sigismund von Radecki: *Die Stimme der Straße. Feuilletons*. Herausgegeben und mit einem Nachwort von Hans Dieter Schäfer. Göttingen: Wallstein 2014, S. 321.

²⁴ Siehe: https://de.wikipedia.org/wiki/Das_Reich (abgerufen am 14.5.2021).

die mehr als 20 seiner Arbeiten zum Abdruck gebracht hatte, ihr Erscheinen einstellen.«²⁵

Wie lebte und überlebte Sigismund von Radecki den Alltag im Dritten Reich, vor allem in den Kriegsjahren? Vieles ist noch unerforscht oder kaum noch zu erschließen. Nachweislich war Radecki nicht Soldat, war kein Mitläufer. Ein genauer Beobachter, konservativer Zeitzeuge, ein distanzierter Mitwisser war er auf jeden Fall. Ein Nonkonformist war er sicher, aber nolens volens vielleicht doch auch Systemstabilisierer? Keiner im Widerstand, aber ein Außenseiter, der sich weitgehend entziehen wollte und wohl auch konnte, ohne dafür verfolgt zu werden. Radecki arbeitete für Zeitungen in Wien, Riga, Frankfurt, Köln und anderswo, übersetzte 1940 z. B. Hilaire Bellocs²⁶ *Gespräch mit einer Katze* für einen Züricher Verlag, gab während der Kriegsjahre eigene Essays und Feuilletons bei Rowohlt und Reclam heraus. Als Katholik *und* Essayist hielt er Abstand zu Nationalsozialisten, Widerspruch aber äußerte er nur indirekt, indem er deren ›Werte‹ und Wahnsystem nicht teilte und eigene Weltanschauung dagegensetzte. Öffentliche Kritik am NS-Regime findet man in Radeckis Schriften explizit erst nach 1945.

²⁵ Radecki, *Familienbriefe* (Anm. 12), S. 44.

²⁶ Schriften Bellocs werden heute auf der Homepage des Steidl Verlages so beworben: »Hilaire Belloc wurde 1870 in der Nähe von Paris geboren und starb 1953 in Surrey. Der Schriftsteller, Historiker und Politiker war streitbarer Liberaler und fanatischer Katholik, Chauvinist *und* glühender Europäer, radikaler Sozialkritiker *und* ein Reaktionär, der mit seiner antisemitischen Haltung Anstoß erregte, er war gegen Hitler *und* gegen den britischen Kolonialismus, und er verachtete die High-Society, in der er mit seiner Begabung für Konversation und Geselligkeit glänzte.« Verfügbar unter: <https://steidl.de/Artists/Hilaire-Belloc-2024263859.html> (abgerufen am 14.5.2021).

Über diesen Lebensweg, diese Lebensweise kann und will ich nicht urteilen. Nicht nur, weil die dabei immer mitschwingende Frage »Wie hätte ich damals gehandelt?« bloß zu Lippenbekenntnissen des wohlfeilen Mitleidens führt oder aber zur Hybris nachgeborener Möchtegernhelden. Unterm Strich lautet die viel entscheidendere Frage doch: »Was tue ich denn heute?«, wie verhalte ich mich angesichts von Krieg und Armut, angesichts des Flüchtlingselends, des Raubbaus an der Natur, ungebremsten Wirtschaftswachstums und zügelloser Finanzspekulation? Da bleibt kaum anderes als zu antworten: nichts. Oder: zu wenig! Trotz komfortabler Rahmenbedingungen scheitern die meisten von uns Heutigen menschlich wie intellektuell lange vor jedem humanen Engagement. Was also dürfte ausgerechnet ich Radecki vorwerfen, diesem eigensinnigen Querkopf und Chronisten, der widerstand ohne zum Widerstand zu gehören? Einem, der die Zeit von 1942 bis März 1945 auf Usedom verbrachte, bevor er gegen Kriegsende nach Hamburg floh, wo er einen Granatsplitter der Briten abbekam und monatelang ans Bett gefesselt war, bis er endlich auf Einladung des Verlegers Peter Schifferli vom Arche Verlag nach Zürich übersiedeln konnte, wieder einmal ohne sichere Perspektive für Broterwerb und größere Schreibaufträge.

Und auch das sei hinzugefügt: Radecki musste sich gegen »anfängliche Denunziationen (1946) wegen seiner schriftstellerischen Arbeiten während der Zeit des Nationalsozialismus [...] mehrfach wehren. Die von Exilschriftstellern gegen ihn vorgebrachten Behauptungen erledigten sich [...] durch eine völlige Entlastung durch einen BBC-Controller, der das gesamte Werk Radeckis von 1933 bis 1945 kritisch mitgelesen hatte.«²⁷

²⁷ Erpenbeck, *Schriftenverzeichnis Sigismund von Radecki* (Anm. 11).

Das ABC des Lachens

*Das ABC des Lachens. Ein Anekdotenbuch zur Belehrung und Unterhaltung*²⁸ gehört zu den ersten Rowohlt Rotations-Romanen (rororo), wurde 1953 erstveröffentlicht, ist aber bekanntermaßen alles andere als ein Roman. Tatsächlich versammelte Radecki dort – wie bereits 1938 schon in *Die Rose und der Ziegelstein* – Anekdoten aus aller Welt, Aphorismen, Kürzestgeschichten, bestenfalls also Romane in Pillenform. Mit diesem *ABC* erzielte Radecki auch einen finanziellen Erfolg, es konnten – im Laufe der Jahre – mehrere Hunderttausend Exemplare verkauft werden.

Von heute aus gelesen gilt für etliche Texte in Radeckis Sammlung auch das, was er über die Sammlungen anderer schrieb: »Die alte Anekdote, die einst die Zeit kritisierte, wird nun ihrerseits von der Zeit kritisiert; ganze Schwärme von Anekdoten sind nun selber zum Gelächter geworden in der bekannten Rubrik ›Worüber unsere Väter lachten.«²⁹

In *Verweile doch! Eine Studie über Konserven* variiert Radecki diesen Gedanken: »Einmal aufgemacht, verdirbt die Konserve schnell, wie wenn sich die Vergänglichkeit für ihr Angehaltenwerden rächen wollte.«³⁰

Und bei der Lektüre des *ABC* wird in der Tat nicht nur die Vergänglichkeit der von Radecki gesammelten humoristischen Skizzen und Pointen überall deutlich, sondern damit auch etwas von der Haltung des Anthologisten selbst, denn dieser verantwortet noch lange die von ihm getroffene Auswahl. Radecki als Anekdotensammler zeigt

²⁸ Sigismund von Radecki: *Das ABC des Lachens. Ein Anekdotenbuch zur Unterhaltung und Belehrung*. Einmalige Sonderausgabe zum 100. Geburtstag von Ernst Rowohlt. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1987. Zuerst veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag, Hamburg 1953.

²⁹ Ebd., *Vorwort*, S. 8.

³⁰ Radecki, *Weisheit für Anfänger* (Anm. 1), S. 71-75, hier S. 74.

sich durchaus als von seiner Zeit und ihren Milieus Geprägter. Oft kommen die Anekdoten dem kruden Witz gefährlich nahe, dem Kalauer, dem »müde gewordenen Witz« wie Wolfgang Hildesheimer einmal schrieb. Sogar dem Stammtisch steht Radecki gelegentlich zu nah – etwa, wenn es um die Sphären des Militärs, des Business geht oder vor allem um die der Frauen.

Dem Sammler Radecki sei durchaus eigener Abstand zugebilligt zu all den aufgelesenen Anekdoten, doch bleibt heutigen Leserinnen und Lesern – trotz zündender Pointe – vollends das Lachen im Halse stecken, wenn notiert wird:

Der Feinschmecker

»Also Sie geben zu, in jener Felsenhöhle Ihrer Gattin eine Ohrfeige gegeben zu haben.«

»Jawohl, Herr Kommissär, ich gebe es zu.«

»Was haben Sie zu Ihrer Verteidigung anzuführen?«

»Ah! mein Herr – es war dort an der Stelle ein so herrliches Echo!«³¹

Nach Emanzipations- und Me-Too-Debatten ginge diese Schnurre als politisch korrekt nur durch, wenn es heute die eheerfahrene Gattin wäre, die wegen eines wunderbaren Echos nun ihrerseits den Gatten in lange unterdrückter Notwehr völlig zu Recht aber unerwartet ohrfeigen würde. Satire ist eben vor allem immer neu das Lachen von unten über die da oben, über die sich erfolgreich und mächtig Wähnenden, nicht umgekehrt ein Sichlustigmachen auf Kosten Schwächerer.

Selbstverständlich war Sigismund von Radecki zu welterfahren, zu gebildet und sprachgewandt, an Satirikern wie Karl Kraus geschult, an seinen Übersetzungen aus dem Russischen und Englischen gewachsen, als dass er über die

³¹ Radecki, *ABC des Lachens* (wie Anm. 28), S. 56.

Untiefen des Banalen zu lange und zu tief kreiste. Im Vorwort des *ABC des Lachens* schreibt er: »Jede gute Anekdote rettet den Alltag für den Geist, indem sie uns auf einen Gipfel des Lachens hebt, der eine lohnende Aussicht aufs Flachland erschließt.«³²

Jede *gute* Anekdote, na also! Und solche erzählen kann er wunderbar – und gern und oft. Man hört ihn bei der Lektüre seines *ABCs* überall heraus, den Empathiker und Denker, den Menschenkenner und Mann mit der Sympathie für die Underdogs, für die Helden des Alltags, also besonders eben auch für die Frauen. Radecki zeigt Haltung, Humanität und schrägen, gern britischen Humor – als Kunstkenner, als Bibliophiler, als Mann der vielen Berufe, als ebenso sanfter wie scharfer Satiriker, der sich nicht scheut vor allem die Herren einer Welt voller Geld, Eitelkeit und Präpotenz dem Lachen preiszugeben, indem er ihre groteske Lächerlichkeit in immer neuen Facetten vorführt. Einige der besten Anekdoten aus Radeckis Sammlung finden Sie deshalb auf den ersten Seiten dieses Lesebuches.

Theorie und Praxis des Humors: Bitte lächeln!

Radeckis Texte darf man mit gutem Gewissen an seinen eigenen hohen Maßstäben messen, die er in Essays wie *Was ist Humor, Grundriß der Banalität* oder *Über das Lächeln*³³ entwickelte. Im *Grundriß* schreibt er schön paradox: »Satiriker sein heißt, die Geistverlassenheit durch Abbildung durch den Geist zu retten.«³⁴ Was ja schon wieder helllichtige Geistesgegenwart bedeuten würde.

Manche geistesgegenwärtigen Geschichten, Satiren und Essays Sigismund von Radeckis jedenfalls bringen sich aus

³² Ebd., S. 9.

³³ In: Radecki, *Gesichtspunkte*, S. 186-192.

³⁴ Sigismund von Radecki: *Im Gegenteil. Essays* (Anm. 17), hier: *Grundriß der Banalität*, S. 264.

aktuellem Anlass immer neu in Erinnerung. Auch die einfallsreiche, wortgewandte, doch mit einem etwas süßlichen Happy End versehene Geschichte *Die Sündenbock-AG*³⁵. Darin verdient einer freiberuflich sein Geld damit, dass er sich in Werbeagenturen von seinen vermeintlichen Chefs und vor deren Kunden feuern lässt, wenn die mit den Agentur-Entwürfen einer Kampagne unzufrieden sind. Eine Geschäftsidee, die sich variieren ließe und in Japan, wo sonst, längst Nachahmer gefunden hat. Dort kann man sich bei der Firma Hagemashi Tai (auf Deutsch: Ich will dich aufmuntern) Freunde, Familienmitglieder, Kollegen und Chefs mieten, um auch einmal ein bisschen heile Welt zu erleben oder heikle Situationen zu meistern, die man ohne Begleitung niemals aushalten würde. Auch der große irische Schriftsteller Flann O'Brien hat solche Miet-Gefährten erfunden, etwa jenen Begleiter, der mit sonst Alleinstehenden in Theaterpausen für alle gut hörbar niveauvolle Gespräche über das gesehene Stück führt, oder jenen Buchzerzauser, der einem die Bücher mit Eselsohren und Randnotizen versieht, damit Gäste vor der repräsentativen häuslichen Bücherwand in Ehrfurcht erschauern.

Mit dem Schriftsteller Radecki entdeckt man es, das Großartige im Kleinen, das Kleinkarierte im Größerenwahn Sinnigen, das Unerhörte im Alltag, das Poetische sogar in Reflexionen über Bügelfalten, Seifenblasen, Autofriedhöfe oder Ringkämpfe. Radecki liebt den Großteil seines Geschichtenpersonals, aber manchmal geht es ihm wie Gogol, über den er schrieb, er sei »innig in die Banalität verhaßt, ist er doch der größte Zeichner jenes Kleinigkeitsschlammes, der die Menschen umgibt, ohne daß sie ihn bemerken.«³⁶

³⁵ Radecki, *Bekenntnisse einer Tintenseele* (Anm. 6), S. 11-17.

³⁶ Radecki, *Im Gegenteil* (Anm. 17), S. 255.

Radecki schätzt es auch, nicht nur gekonnt *in* Sprache zu erzählen, sondern vor allem *an* und *mit* ihr zu arbeiten. Seine »Hauptarbeit« besteht »im Korrigieren [...] (damit das dann ganz einfach aussieht, wie das Jonglieren mit fünf Kugeln, woran der Artist doch monatelang gearbeitet hat).«³⁷

In seiner lebendigen Sprachkritik lebt er die Lust an Antithesen aus, den Widersprüchen und Paradoxa des Lebens und Denkens. Er rettet dabei ganz nebenbei aus der Mode gekommene oder von Ideologen okkupierte Worte vielleicht auch deshalb, weil »ich selbst ein Deutsch spreche, das zum Untergang verurteilt ist und in spätestens fünfzig Jahren verschwunden sein wird: das baltische Deutsch.«³⁸

Wie das große Vorbild Karl Kraus wendet sich Radecki genussvoll analytisch und angewidert zugleich der Pressekritik zu, entlarvt »das Gewäsch des Finanzjournalismus«³⁹ ebenso wie aufgeblähte Zeitungsmeldungen in *Die sieben Normnachrichten*.⁴⁰

Der Oberflächlichkeit, den genormten Fake News, dem klischeehaften Denken, Sprechen und Leben hat er nichts entgegenzusetzen, als mit Fantasie und sprachlicher Präzision das Leben nicht zu verfehlen. Dann platzen sie zu guter Letzt doch, Ballons wie dieser hier: »Glück ist, wenn die Luftstewardess dem jungen Paar lächelnd Crêpe Suzette serviert, oder wenn man laut lachend mit einem Wasserski übers Meer spritzt, oder wenn man im neugekauften Auto mit 150 km durch die innere Leere fährt.«⁴¹

³⁷ Radecki, *Bekenntnisse einer Tintenseele* (Anm. 6), S. 371.

³⁸ Radecki, *Im Gegenteil* (Anm. 17), S. 65.

³⁹ Ebd., S. 257.

⁴⁰ Ebd., S. 132-140.

⁴¹ Ebd., S. 261f.

Radeckis Miniaturen untergegangener Welten

Radeckis Nachlass wird heute gleich an drei Stellen gesammelt, gesichtet und aufbereitet: im Westfälischen Literaturarchiv Münster des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, in der Martin-Opitz-Bibliothek in Herne und im Deutschen Literaturarchiv Marbach. Überall dort sind Texte dieses fast vergessenen Meisters der kleineren Formen bis heute für die Forschung zugänglich.

Seit Ende 2014 können Leserinnen und Leser endlich auch wieder eine wohltuend gut geordnete Sammlung der frühen Feuilletons von Radecki käuflich erwerben, überwiegend zwischen 1928 und 1938 entstanden. *Die Stimme der Straße* heißt sie und der Herausgeber Hans Dieter Schäfer beschließt sein Nachwort *Expeditionen in ein unbekanntes Leben* mit dem Satz, hier sei »ein Schriftsteller von europäischem Rang wiederzuentdecken.«⁴² Ein Befund, der auch dann zutreffend bleibt, wenn man kleinere Schwächen in einigen Texten nicht übersehen will.

Schäfer versah seinen Radecki-Band mit dem Untertitel *Feuilletons*, was hier zunächst nichts anderes meint, als dass einer sehr persönlich und stilvoll von den Kleinigkeiten und Nebensächlichkeiten des Lebens erzählt. Doch enthält *Die Stimme der Straße* auch mehr und anderes. Radecki liefert beeindruckende Städteporträts aus Berlin, Paris, St. Petersburg oder Neapel, daneben literarische Notizen aus der Provinz, Kindheits- und Jugenderinnerungen. Ergänzt wird dies alles durch Übersetzungen russischer Sprichwörter und Redensarten⁴³, durch die bruchstückhaft aufgezeichneten Erinnerungen an Karl Kraus und Else Lasker-Schüler sowie ein Selbstporträt des Schriftstellers als Tausendsassa, das schon erwähnte *Einiges über Radecki*.

⁴² Radecki, *Die Stimme der Straße* (Anm. 23), S. 339.

⁴³ Ebd., S. 270: »Wir haben einen Meter gelebt, jetzt geht es an die Zentimeter.«

Die Stadt: Abgrund und Oase

Radecki ist bereits in den frühen Texten aus *Die Stimme der Straße* ein glänzender Stilist. Deutlich sichtbar orientiert er sich zunächst am Expressionismus, an dessen Großstadt vokabular und übersteigter Nervosität. Und da geht es nicht ohne Affekt, Aufruhr, Fieber: »Die Nüchternheit fortgeschwemmt von den rot- und blauglühenden Höllenflüssen des Asphaltspiegels«⁴⁴, hastende Menschen leuchten vorm elektrischen Licht selbst wie elektrisiert. Die Stadt wird zum Moloch, zum Tier, zur lärmenden Maschine.

Unaufgeregter und lebendiger schreibt Radecki jedoch da, wo er sich den Menschen zuwendet, ihrem Leben en détail, aber auch seinen eigenen Lieblingsorten wie etwa dem Tiergarten oder dem Kino. In diesen Texten wird Radecki zum leisen Spötter und Philosophen. Warmherziger Humor schwingt überall mit, aber auch jene heitere Verlassenheit eines Außenseiters, dem nichts Menschliches fremd geblieben ist: »Bei Stille still zu sein, ist keine Kunst. Doch bei alledem still zu bleiben, das erfordert Charakter, und mein Zimmer hat ihn. Es läßt alle Geräusche der Welt durch, aber nicht ein. Es ist ›von Lärm umfriedet‹ [...].«⁴⁵

Auch für Sigismund von Radecki dürfte heute mehr denn je gelten, was Gotthold Ephraim Lessing einst forderte: »Wir wollen weniger erhoben und fleißiger gelesen sein.« Radecki hätte diese Lektüre allemal verdient. Und vielleicht finden Sie daneben oder danach sogar die Zeit, sein Ehrengrab zu besuchen, wucherndes Grün zu entfernen oder den Grabstein zu säubern? Angekommen am Ehrengrab könnte man auch etwas für sich selbst tun und über jene Worte seiner Schwester Eva nachsinnen, die sie über

⁴⁴ Ebd., S. 16f.

⁴⁵ Ebd., S. 43.

ihren Bruder, den sie zärtlich *Sisi* nannte, in ihrem *Logbuch* notierte:

Als Sisi eine Kronsstelle angeboten wurde, um Geld und Karriere machen zu können, sagte er: ›Woher wißt Ihr denn (die russischen Vettern), daß ich Geld und Karriere machen will?‹ Damals schrieb er mir das Wort von K. Kraus: ›Karriere ist ein Pferd, daß reiterlos vor den Toren der Ewigkeit ankommt.‹⁴⁶

Wie gesagt: Friedhof St. Lamberti beim Zentralfriedhof Gladbeck Mitte, Eingang Lindenstraße, Grab Nr. J/42, eines, das schwer zu finden ist, aber Sie könnten ja einen der Gärtner fragen.

⁴⁶ Eva von Radecki: *Der begrabene Esel. Das Logbuch*. Herausgegeben und mit einer Einleitung von Sigismund von Radecki. Köln: Burges 1959, S. 302.

Textnachweise

Das ABC des Lachens. Ein Anekdotenbuch zur Unterhaltung und Belehrung. Einmalige Sonderausgabe zum 100. Geburtstag von Ernst Rowohlt. Reinbek bei Hamburg 1987. Zuerst veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag, Hamburg 1953. Darin: *Starke Theaterwirkung*, S. 19; *Antworten*, S. 22; *Praktischer Vorschlag*, S. 27f.; *Empörender Vorfall*, S. 33; *Peter Altenberg und Karl Kraus*, S. 35f.; *Er wahrt die Formen*, S. 50-51; *Graf Bobby entnazifiziert!*, S. 52; *Der Feinschmecker*, S. 56; *Endlich!*, S. 58; *Wenn schon, denn schon*, S. 61f.: *Definition*, S. 65; »*Das ist Amerika*«, S. 74; *Die armen Flieger*, S. 86; *Der schwarze Tag*, S. 93; *Die Steine reden*, S. 146; *Der Zyniker*, S. 162; *Die allerletzte Geschichte vom zerstreuten Professor*, S. 175; *Provinz*, S. 176; *Verspernte Aussicht*, S. 196; *Über Bernard Shaw*, S. 209; *Das Neueste vom sparsamen Schotten*, S. 213; *Aus der Gesellschaft*, S. 214; *Telegramm*, S. 223; *Karl Valentin*, S. 253; *Witwen*, S. 266 – *Amseln und Bäume*. In: *Gesichtspunkte*. Köln: Jakob Hegner 1964, S. 238-243 – *Die sieben Normalnachrichten*. In: *Im Gegenteil. Essays*. Zürich: Diogenes 1966, S. 132-140 – Aus *Bekenntnisse einer Tintenseele. Geschichten und Erinnerungen*. Heidelberg: F. H. Kerle 1980: *Die Sündenbock A.G.*, S. 11-17; *Dämmerung*, S. 78-83; *Begegnung unter der Erde*, S. 175-177; *Das erste Telegramm*, S. 197-199; *Allein um die Welt*, 235-240; *Knabenreise*, S. 243-254; *Das Bäumchen in der Mauer*, S. 322f.: *Einiges über Radecki*, S. 365-368 – *Weisheit für Anfänger. Plaudereien und Essays*. Heidelberg: F. H. Kerle 1981: *Die Welt in der Tasche*, S. 50f.; *Man drückt auf den Knopf*, S. 66-70; *Die vier Wände*, S. 86-95; *Nur ein Viertelstündchen!*, S. 97-101; *Merkblatt für sich Ärgernde*, S. 126-131; *Frühjahr und Frühling*, S. 222-224; »*Das müssen Sie lesen!*«, S. 300-303 – *Atem der Länder*. In: *Die Stimme der Straße. Feuilletons*. Herausgegeben und mit einem Nachwort von Hans Dieter Schäfer. Göttingen:

Wallstein 2014, S. 175-179 – *Cäcilie* aus: ebd., S. 170f. – *Romanisches Café*. In: *Baltica. Die Vierteljahresschrift für baltische Kultur (Spezial)*. Herausgegeben von Horst Freitag, Heft 2-3, Hamburg 2011, S. 55. Zuerst in: Berliner Tageblatt Nr. 373 v. 7.8.1924. – *Erwachen*. In: Werner Bergengruen: *Baltisches Dichterbrevier*. Berlin, Leipzig: Georg Neuner 1924, S. 112 – *Wie Liebe und Tod nach Gladbeck kamen*. Von Gerd Herholz. In: *Literatur in Westfalen. Beiträge zur Forschung 14*. Herausgegeben von Walter Gödden und Arnold Maxwill. Bielefeld: Aisthesis 2016, S. 563-574.

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koester (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davidis (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland (Bd. 66) ■ Ilse Kibgis (Bd. 67) ■ Franz Josef Degenhardt (Bd.

68) ■ Hans Marchwitza (Bd. 69) ■ Peter Florenz Weddigen (Bd. 70) ■ Gerd Semmer (Bd. 71) ■ Augustin Wibbelt (Bd. 72) ■ Otto Lüning (Bd. 73) ■ Otti Pfeiffer (Bd. 74) ■ Hugo Wolfgang Philipp (Bd. 75) ■ Liselotte Rauner (Bd. 76) ■ Levin Schücking (Bd. 77) ■ Georg Weerth (Bd. 78) ■ Fr. W. Weber (Bd. 79) ■ Ferdinand Freiligrath (Bd. 80) ■ Erwin Sylvanus (Bd. 81) ■ Volker W. Degener (Bd. 82) ■ Richard Limpert (Bd. 83) ■ Elise von Hohenhausen (Bd. 84) ■ Friedrich Wilhelm Grimme (Bd. 85) ■ Werner Zillig (Bd. 86) ■ Hermann Mensing (Bd. 87) ■ Norbert Johannimloh (Bd. 88) ■ Georg Bernhard Depping (Bd. 89) ■ Horst Hensel (Bd. 90) ■ Heinrich Peuckmann (Bd. 91) ■ Friedrich Adolf Krummacher (Bd. 92) ■ Ludwig Homann (Bd. 93) ■ Victor Kalinowski (Bd. 94) ■ Klaus Märkert (Bd. 95) ■ Ulrich Horstmann (Bd. 96) ■ Friedrich Grotjahn (Bd. 97) ■ Johann Lorenz Benzler (Bd. 98) ■ Inge Meyer-Dietrich (Bd. 99) ■ Ferdinand Kriwet (Bd. 101) ■ Josef Krug (Bd. 102) ■ Hans Dieter Baroth (Bd. 103) ■ Gerd Puls (Bd. 104) ■ Jürgen Bröcan (Bd. 105) ■ Georg Veit (Bd. 106) ■ Ralf Thenior (Bd. 107) ■ Ursula Bruns (Bd. 108).